

1940 D 188

UNIVERSITÄT TÜBINGEN

35

Universität Tübingen

1938—1939

herausgegeben

von

Rektor Prof. Dr. med. H. F. Hoffmann

Direktor der Universitäts-Nervenlinik



VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)

TÜBINGEN 1940

B. 272/100

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Vorwort	3
I. Aufsätze und Gedenkrede des Rektors Prof. Dr. H. F. Hoffmann	5
1. Von der ärztlichen Empirie zur weltanschaulichen Erkenntnis	5
2. Tatsachen, Gesetze und Grundsätze des Lebens	7
3. Gedenkrede anlässlich der Reichsgründungsfeier der Universität am 29. Januar 1938	24
II. Die Universität Tübingen. Wissenschaftlicher Aufbau und organisatorischer Ausbau einer deutschen Hochschule. Von Prof. Dr. Robert Wetzel, Prorektor, Dozentenbundsleiter und Präsident der Wissenschaftlichen Akademie des NSD.-Dozentenbundes. Mit 3 Abbildungen	33
III. Reden zur Einweihung der Universitäts-Ohren- klinik und des Hygiene-Institutes am 26. Februar 1938	54
1. Prof. Dr. Walter Albrecht, Direktor der Ohrenklinik	54
2. Prof. Dr. Otto Stickl, Direktor des Hygiene-Institutes	61
IV. Chronik der Universität	71
1. Veranstaltungen, Internationale Kongresse und Auslandsreisen	71
2. Personalien	74
3. Die Studentenschaft. Statistische Übersicht	80
V. Rektoratsübergabe und Amtsübergabe der Stu- dentenföhrung am 11. Januar 1940	81
Worte zur Rektoratsübergabe von Dr. med. Werner Gekeler, Studentenföhrer WS. 1936/37 bis WS. 1938/39	81
Festakt	84
Begrüßung durch den bisherigen Rektor Prof. Dr. H. F. Hoffmann	84
Rede des Studentenföhrers Dr. med. Helmut Goerlich	87
Rede des neuen Studentenföhrers cand. med. Gotthold Hegele	100
Ansprache des Ministerpräsidenten SA.-Obergruppenföhrer Prof. Mergenthaler	108
Bericht des bisherigen Rektors Prof. Dr. H. F. Hoffmann	114
Rede des neuen Rektors Prof. Dr. Otto Stickl	126
VI. Anhang	146
1. Kundgebung und Wissenschaftliche Tagung der deutschen Aus- landsdozenten am 26. August 1938	146
2. Gründung einer Forschungsstelle für rassenkundliche Kolonial- wissenschaften auf der Jahrestagung des Deutschen Auslands-In- stitutes 9. Juni 1939	147
3. Neuordnung der Reihenfolge der Fakultäten vom 24. Juni 1939	149
4. Neuordnung der Akademischen Preisaufgaben vom 1. Juli 1939	150

V.

REKTORATSÜBERGABE UND AMTSÜBERGABE DER STUDENTEN- FÜHRUNG AM 11. JANUAR 1940.

1.

WORTE ZUR REKTORATSÜBERGABE
VON DR. MED. WERNER GEKELER
STUDENTENFÜHRER VON WS. 1936/37 BIS WS. 1938/39.

Als Studentenfürer während der ersten Semester des Rektorats Hoffmann möchte ich dem scheidenden Rektor für seine Kameradschaft und sein Verständnis für studentische Angelegenheiten mit folgenden Worten danken:

Die politische Führungsarbeit an der Tübinger Universität war in den letzten Jahren besonders dadurch gekennzeichnet, daß zwischen den verantwortlichen Stellen eine gute und glückliche Zusammenarbeit — im Gegensatz zu anderorts vielfach anzutreffenden Schwierigkeiten — bestand. Es kann dies nicht als ein Verdienst einer Person oder Stelle gewertet werden, vielmehr wird jeder in hochschulpolitischen Angelegenheiten Erfahrene erkennen, daß dies das Ergebnis eines an allen maßgeblichen Stellen vorhandenen Willens war, die von Zeit und Geschichte im Rahmen der Hochschule gestellten Aufgaben gemeinsam von einer Basis aus zu lösen. Diese Tatsache soll hier festgehalten werden. So hat die Tübinger Universität in den letzten Jahren unter allgemein besseren Bedingungen leben und arbeiten können, als man der Lage nach hätte annehmen dürfen.

Als der nunmehr scheidende Rektor Pg. Professor Dr. Hoffmann aus den arbeitsfreudigen Händen seines Vorgängers Herrn Professor Dr. Focke das Amt des Rektors übernahm, befand sich die studentische Führung mitten in der durch den Reichsstudentenführer Dr. Scheel in Angriff genommenen einmaligen Aufbauarbeit. Es war hier in mancherlei Hinsicht ein großes Stück Arbeit zu leisten. Es bedurfte deshalb vielfach besonderer Maßnahmen, besonderer Methoden in der Arbeitsleistung, aber auch beson-

deren Verständnisses für die Belange der Hochschule. Denn die vom Reichsstudentenführer angepackte Aufgabe griff überall örtlich in den Bezirk der Hochschule ein und innerhalb ihrer Bannmeile galt vieles als geheiligt und unumstößlich. Kurz und gut, es bedurfte einer geschickten Führung und sicheren Taktes den Gegebenheiten des politischen und wissenschaftlichen Daseins Rechnung zu tragen. Andererseits waren solche Schwierigkeiten schon dort grundsätzlich behoben, wo die Probleme von der gleichen Lebensauffassung her angegangen wurden, und es konnte sich dann in der Folge nur noch um die zweitrangige Frage der Methode des Handelns und ihrer nutzbringenden Anwendung zum Wohle der Gemeinschaft handeln.

Als Studentenfürer während des Rektorats *Hoffmann* hatte ich das Glück, mit dem scheidenden Rektor — wie auch bei seinem Vorgänger — auf der gleichen weltanschaulichen Basis zu stehen; von dieser aus ging jeder in seinem Bereich zusammen mit dem damaligen hochgeschätzten und -verdienten Dozentenbundsführer Pg. Dr. *Schwenk* an seine Arbeit heran. Die Zusammenarbeit war, ohne zu übertreiben, vom ersten Tag an kameradschaftlich und durch Offenheit und Vertrauen gekennzeichnet. Fragen der Zuständigkeit wurden durch offene Aussprache und ohne Kleinlichkeit geklärt. Dieses Miteinanderarbeiten war so eng, daß es mancherorts falsch aufgefaßt und als Zeichen einer ständischen, um nicht zu sagen akademischen Angelegenheit gewertet wurde. Dagegen anzukämpfen war natürlich sinnlos, denn wo die Einsicht fehlt, pflegen selbst Götter erfolglos zu sein. Man hat eben diese Art der Arbeit vielfach deshalb nicht verstanden, weil man in der Erkenntnis der Dinge noch nicht so weit, wie eigentlich notwendig, war oder weil man diese Zusammenarbeit nicht wünschte.

Der Erfolg blieb denn auch keiner Seite versagt. Die Studentenfürerung und mit ihr der größte Teil der Studentenschaft und besonders des Studentenbundes fand in Prof. Dr. *Hoffmann* einen Kameraden und väterlichen Freund, der ihrem Lebensbereich mit jugendlichem Herzen gegenübertrat und dem der Umgang mit der Jugend eine Naturnotwendigkeit war. Pg. Prof. Dr. *Hoffmann* erkannte mit klarem Blick, daß die Neuordnung der studentischen Dinge der Schlüsselpunkt für die künftige Geltung der Universität, daß das Herz der Jugend den starken oder schwachen Pulsschlag der deutschen Hochschulen bestimmen würde, daß die Freude der

Jugend an kämpferischer Auseinandersetzung mit den völkischen Lebensfragen vor den Augen des Volkes das Dasein der Hochschulen trotz aller Zweifel rechtfertigen würde. So ist der scheidende Rektor in den weltanschaulichen Kampf durch offenes, mutiges Bekennen mit eingetreten und hat selbst der Lösung harrende Aufgaben angeschnitten.

Die nationalsozialistischen Studenten schulden Pg. *Hoffmann* besonders dafür Dank, daß er in den Fragen des Kameradschaftswesens sich klar zu ihnen bekannte und ihre Belange vielfach unterstützte. Als Leiter des Ortsverbandes des Altherrenbundes der deutschen Studenten unterstützte er die Arbeit des Hochschulringes Tübingen und setzte sich stets bei der Aufstellung der Altherrenschaften ein. Im Reichsberufswettkampf erfreute sich die Studentenschaft nicht nur seiner ideellen, sondern auch der materiellen Unterstützung. Die Förderung des Reichsberufswettkampfs regte manchen Dozenten zur tatkräftigen Unterstützung der studentischen wissenschaftlichen Leistungsarbeit an und ermöglichte eine gründliche Breitenarbeit. Für dieses Verständnis danken ihm viele Studenten und besonders die Amtsleiter, in deren Pflichtenkreis diese Aufgaben fielen.

So darf ich im Namen mancher Kameraden, die während meiner Amtszeit Träger studentischer Ämter waren, dem scheidenden Rektor für die vielfache Unterstützung, sein stetes Interesse und seine klare Haltung unserer Arbeit gegenüber schlichten, aber wahren Dank sagen. Wir fühlten und fühlen uns mit ihm in nationalsozialistischer Kameradschaft verbunden, und er hat sich in den Herzen der Jugend einen bleibenden Platz erobert. Ich persönlich darf noch der Hoffnung Ausdruck geben, daß ihm weitere fruchtbare Jahre wissenschaftlicher Arbeit und eine erfolgreiche Lehrtätigkeit in Kraft und Gesundheit vergönnt sein mögen.

2.

FESTAKT.

BEGRÜSSUNG DURCH DEN BISHERIGEN REKTOR
PROF. DR. H. F. HOFFMANN.

Herr Ministerpräsident!

Sehr verehrte Gäste!

Kameradinnen, Kameraden!

Ich eröffne den heutigen Festakt der Universität, an dem die *feierliche Übergabe der Rektorwürde* und zugleich die *Übergabe der Studentenföhrung an den neuen Studentenföhrer* erfolgen soll. —

Zunächst sei es mir als dem scheidenden Rektor gestattet, alle Teilnehmer, unter ihnen zahlreiche hohe Wördenträger der Partei, des Staates und der Wehrmacht aufs herzlichste zu begrüßen. Wir freuen uns, daß Sie trotz mancher Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten, welche der gegenwärtige Ausnahmezustand des Krieges mit sich bringt, selbst aus der Ferne zu uns gekommen sind und danken Ihnen für das Interesse, das Sie durch Ihr Erscheinen für unsere Hochschule bekundet haben.

Im besonderen aber ist es mir und uns allen ein Herzensbedürfnis, Ihnen, Herr Ministerpräsident, dafür aufrichtig zu danken, daß Sie beim heutigen Festakt Ihrer Tübinger Hochschule einen persönlichen Besuch abstatten und selbst das Wort ergreifen wollen.

Wenn wir uns im jetzigen Zeitpunkt dazu entschlossen haben, die beiden erwähnten Anlässe zu einer akademischen Feierstunde zu gestalten, so sollte damit in erster Linie der Wiedereröffnung der Universität zum 1. Trimester 1940 — nach langen stillen Monaten des Schweigens seit Beginn des Krieges — ein würdiger Auftakt verliehen werden. Es erschien uns außerdem richtig und notwendig, der Außenwelt vom Wechsel in der Amtsföhrung des Rektors und des Studentenföhrers in geböhrnder Weise Kenntnis zu geben und öffentlich zu berichten, was sich in den vergangenen Jahren ereignet hat und wie sich die Zukunft gestalten wird.

Die Tatsache der Wiedereröffnung sämtlicher deutscher Hochschulen (neben den wenigen, die ihren Betrieb schon bisher unein-

geschränkt aufrechterhalten durften) ist Wunsch und Wille des Herrn Reichswissenschaftsministers. Er hat diesen Entschluß gefaßt im Einvernehmen mit allen Stellen, die von diesem Schritt irgendwie berührt werden könnten oder berührt werden. Die positive Entscheidung läßt uns erkennen, daß trotz des bestehenden Krieges für die *Hochschule* eine *zwingende völkisch-politische Notwendigkeit* vorliegt, ihre *Lehr- und Forschungstätigkeit* wieder aufzunehmen. In diesem Sinne erfüllt jeder Hochschullehrer, mehr noch als in Zeiten des Friedens, einen lebenswichtigen Auftrag des deutschen Volkes und trägt heute eine erhöhte Verantwortung. Das gleiche Maß erhöhter Verantwortung gilt auch für die Studenten und vor allem für ihren Führer, der an der charakterlichen, politischen und weltanschaulichen Erziehung und Schulung der jungen Kameraden wesentlichen Anteil hat.

Für die moderne Hochschule ist der *Wechsel* im *Amt* der *Studentenführung* keine nur studentische Angelegenheit, sondern eine Sache von entscheidender Bedeutung für Wesen und Charakter der gesamten Hochschule. Der Studentenfürher muß sich, wie auch der Rektor und der Dozentenführer, den besonderen einzigartigen Aufgaben *seiner* Hochschule verpflichtet fühlen. Wenn ihm auch die großen deutschen Ziele der Reichsstudentenführung Anweisung und Ausrichtung geben, so soll er darüber die bodenständige Eigenart der Hochschule, an der er sein Amt führt, nicht aus dem Auge verlieren. Diese differenzierende Dezentralisation schafft erst der Zentralisation Kraft und gibt ihr eine festgefügte Form. Zentralisation an sich ist nichts als Gleichmacherei, Schematismus und Mechanisation. In diesem Sinne muß der Studentenfürher innerlich selbständig sein und bleiben: Als autoritativer Kamerad im Kreise der Jungen, die er zu leiten und zu unterweisen hat; als treuer, einsatzbereiter Mitarbeiter und taktvoller Berater der Älteren, die sich um die Gestaltung ihrer Hochschule bemühen; als Exponent seiner Parteigliederung, in der er nicht nur automatischer Befehlsempfänger sein darf, sondern mit eigener Einsicht und Entschlußkraft den Notwendigkeiten seines örtlichen Bereiches Gehör zu verschaffen und Erfüllung zu geben hat.

Die Aufgaben des Studentenfürhers verlangen eine geschlossene, gefestigte Persönlichkeit, die ob der Gebundenheit im ganzen die Freiheit der eigenen Gestalt nicht aufgibt.

In diesem Sinne haben sich der scheidende Studentenfürher

Helmut Goerlich, mit dem mich das Band der gleichen Kameradschaft verbindet, wie sein Vorgänger Kamerad *Werner Gekeler* in ehrlicher Zusammenarbeit mit der Universität und ihrem Rektor stets für Wohl und Gedeihen unserer alma mater eingesetzt. Mein aufrichtiger Dank gilt beiden, daß sie mich in meiner Arbeit, wo es in ihrer Macht stand, tatkräftig unterstützt haben. Man darf ohne Überhebung sagen, daß die vergangenen zwei Jahre für die Studentenführung an unserer Hochschule besonders erfolgreich gewesen sind; in weit höherem Maße, als es an vielen anderen deutschen Hochschulen der Fall war. Das sei auch meinerseits ausdrücklich hervorgehoben. Das Kameradschaftswesen, der Reichsberufswettkampf, die Studententage, sportliche Leistungen, Ernteeinsatz, das Langemarckstudium und vieles andere wurde hier in Tübingen vorbildlich organisiert und durchgeführt. Und das alles hat auf dem studentischen Sektor wesentlich zum Ansehen unserer Universität beigetragen, die auch sonst in ihrem Streben und Bemühen eine klare, eindeutige moderne Haltung und Zielsetzung einnimmt. Daß die Studentenführung uns in unserem Ringen um die Neugestaltung der Hochschule allezeit kameradschaftlich zur Seite stand, soll auch in Zukunft nicht vergessen sein.

Helmut Goerlich! Du scheidest heute als Studentenfürer aus. Deine Kraft hast du eingesetzt, um der Universität Tübingen in der Neuordnung ihrer Studentenschaft zu dienen. Dein und deines Vorgängers *Werner Gekelers* Werk wird mit diesem Tage unserem Kameraden *Gotthold Hegele* übergeben, dessen Persönlichkeit uns Gewähr für die Zukunft ist. Meinen Dank an euch beide füge ich an den Wunsch und die Hoffnung, es möge auch ihm vergönnt sein, seine Amtsführung in Ehren erfolgreich zu gestalten zum Gedeihen unserer Universität und ihrer Studentenschaft.

Gotthold Hegele! Mein Ruf an dich sei die Verpflichtung, dein Bestes zu geben für Tübingen!

3.

REDE DES STUDENTENFÜHRERS
DR. MED. HELMUT GOERLICH.

Herr Ministerpräsident!
Sehr verehrte Gäste!
Kameraden, Kameradinnen!

Das erste Kriegstrimester 1940 an der Universität Tübingen hat begonnen. Bei der heutigen Trimestereröffnungsfeier scheiden der Herr Rektor der Universität und der Studentenfürer aus ihren Ämtern.

Als Studentenfürer möchte ich nicht nur einen Rechenschaftsbericht über meine jetzige Amtszeit geben, sondern in kurzen Zügen die Entwicklung der Studentenschaft seit Frühjahr 1936 darlegen. In dieser Zeitspanne habe ich die Studentenschaft vom 1. März 1936 bis 15. Januar 1937 und vom 1. Dezember 1938 bis heute geführt. Vom 15. Januar 1937 bis 1. Dezember 1938 war mein Kamerad SA.-Sturmbannführer Dr. Werner Gekeler Studentenfürer der Universität.

In meine erste Amtszeit fiel vor allem die Tatsache der Übernahme der Reichsstudentenfürerung durch SS.-Oberführer Dr. G. A. Scheel. Damit war eine grundsätzliche Änderung der Stellung des örtlichen Studentenfürers eingetreten, da der Reichsstudentenfürer die Reichsfürerung der Studentenschaft und des NSD.-Studentenbundes in seiner Person vereinigte. Während vorher der Studentenschaftsleiter und der Studentenbundsgruppenführer zwei getrennte Dienststellen darstellten, wurde seit dem 6. November 1936 im gesamten Reich grundsätzlich Personalunion eingeführt. Tübingen hatte jedoch seit der Machtübernahme das Glück, daß Personalunion zwischen dem Leiter der Studentenschaft und dem Studentenbundsgruppenführer bestand, wodurch viele Schwierigkeiten von vorneherein beseitigt waren. Heute vertritt jedoch der Studentenfürer im ganzen Reich in einer Person Staat und Partei, Studentenschaft und NSD.-Studentenbund. Er untersteht jeweils über den Reichsstudentenfürer, von dem er eingesetzt wird, dem Reichswissenschaftsministerium und dem Stellvertreter des Führers. Diese Stellung ermöglicht eine selb-

ständige und zielklare Arbeit des deutschen Studententums in seiner Gesamtheit.

Wenn ich nun die Entwicklung der Studentenschaft Tübingen darlege, so kann ich natürlich nur auf die wesentlichsten Arbeitsgebiete eingehen: Die Entwicklung der Kameradschaften und ANSt.-Gruppen, des studentischen Reichsberufswettkampfes und damit der Fachschaftsarbeit und des Einsatzes im Fabrik- und Landdienst und der Erntehilfe. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Arbeit auf dem Gebiete der körperlichen Ertüchtigung, im Außenamt, im Kulturamt und im Presseamt der Studentenföhrung und auf sozialem Gebiet, im Studentenwerk, weniger Bedeutung hätte.

Die Jahre 1935 und 1936 waren von der Auseinandersetzung zwischen den Korporationen und den Kameradschaften des NSD.-Studentenbundes beherrscht. Diese nahm hier in Tübingen nie die erschreckenden Formen wie an anderen Universitäten an. Es kann sogar gesagt werden, daß die Verbindung zwischen den Korporations-Altherrschaften und der Studentenföhrung nie vollständig abgerissen ist und auf beiden Seiten diesen Problemen großes Verständnis entgegengebracht wurde. Darauf ist auch zweifellos die günstige Entwicklung der Altherrnschaften Tübingens zurückzuführen.

Nach Auflösung der in den Studentenbund überführten Korporations-Kameradschaften am 22. Februar 1936 wurden zu Beginn des SS. 1936 fünf Kameradschaften aufgestellt, die aus bestehenden Gruppen hervorgingen und nach bestimmten Aufgabengebieten neu zusammengestellt wurden:

1. Die Kameradschaft *Langemarck* bestand schon seit WS. 1935/36 und war seit SS. 1936 in einem gemieteten Haus in der Wilhelmstraße untergebracht. Sie war damals die Stammkameradschaft neben den noch bestehenden Korporationskameradschaften. Sie erhielt im März 1936 den von der Landsmannschaft Ghibellinia abgesplitterten Teil der Alten Herrn, die »Oppositionspartei«, als Altherrnschaft, zu der dann noch viele alte Nationalsozialisten und Studentenbundskameraden stießen. Die Kameradschaft zog zu Beginn des WS. 1936/37 in das Haus der ehemaligen Turnerschaft Palatia, das der Studentenföhrung nach für beide Teile nicht leichten Verhandlungen im Oktober 1936 in entgegenkommender Weise

zur Verfügung gestellt worden war. Im SS. 1937 zog sie in das Haus Gartenstraße 38, im WS. 1937/38 in ihr jetziges Gartenstraße 51.

2. Die Kameradschaft *Dietrich Eckart* ging aus der im WS. 1935/36 aufgestellten NSV.-Arbeitsgemeinschaft hervor. Sie traf sich in der Wirtschaft zum Schlachthaus und konnte im SS. 1937 in das Haus Schwabstraße 16 einziehen, da ihre Altherrnschaft aus der ehemaligen Turnerschaft Palatia hervorging.
3. Die Kameradschaft *Ostland* bestand aus einer Gruppe von Studentenbundskameraden, die im Sommer 1935 im Landdienst in Ostpreußen gewesen war. Die Kameradschaft lebte im WS. 1935/36 als »Landdienstkameradschaft« in der Wirtschaft zum Ritter. Ab SS. 1937 wohnte sie im Haus Schwabstraße 20, da Teile der Altherrnschaft der ehemaligen Landsmannschaft Schottland die neue Altherrnschaft bildeten.
4. Die Kameradschaft *Straßburg* ging aus der im WS. 1935/36 aus studierenden HJ.-Führern bestehenden HJ.-Arbeitsgemeinschaft hervor. Sie hatte Fühlung mit der ehemaligen nationalsozialistischen Gildenschaft Ernst Wurche. Im SS. 1936 erhielt die Kameradschaft den Namen Herbert Norkus und lebte in den Wirtschaften zum Posthörnle und König. Im SS. 1937 zog sie in das Haus Quenstedtstraße 2, wo sie jedoch zu Beginn des WS. 1937/38 wieder ausziehen mußte, um in ihr jetziges Haus Österbergstraße 14 überzusiedeln. In diesem Semester hieß sie Walter von Plettenberg, erhielt jedoch im SS. 1938 den Namen Straßburg, da ihre Altherrnschaft mit aus der ehemaligen Burschenschaft Straßburg Arminia hervorging.
5. Die Kameradschaft *Hohentübingen* entstand im WS. 1937/38 aus der seit SS. 1936 bestehenden Kameradschaft Albert Leo Schlageter, die zunächst im Nebenzimmer der Mensa zusammenkam, im WS. 1936/37 einen gemieteten Teil des Hauses Wielandstraße 9 bewohnte und im SS. 1937 zusammen mit der Kameradschaft Ostland im Haus Schwabstraße 20 lebte. Sie konnte als Kameradschaft Hohentübingen im WS. 1937/38 in das Haus Schloßberg 5 (ehemalige Burschenschaft Derendingia) einziehen.

Diese fünf Kameradschaften konnte ich bei der Amtsübergabe

am 25. Januar 1937 meinem Nachfolger Kamerad Gekeler übergeben. Der Aufbau und die Entwicklung der Kameradschaften und insbesondere der Altherrenschaften gingen weiter. Sie wurden durch den vom Reichsstudentenführer vorgeschlagenen Stammhochschülerlaß des Reichswissenschaftsministeriums wesentlich erleichtert, wonach ab SS. 1937 jeder Student an der Universität seines Studienbeginns die ersten drei Semester zu verbleiben hat. Folgende Kameradschaften wurden weiterhin aufgestellt:

1. Im SS. 1937

die Kameradschaft *Yorck*. In ihr fanden sich Kameraden zusammen, die nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht sich während ihrer Heeresdienstzeit kennenlernten und jetzt an die Hochschule kamen. Sie zog in das Haus Quenstedtstraße 10 der ehemaligen Landsmannschaft Lichtenstein ein.

2. Im WS. 1937/38

die Kameradschaft *Ludwig Uhland* im Uhlandhaus und im Haus der ehemaligen Burschenschaft Germania;

die Kameradschaft *Südmark* im Haus der ehemaligen Akademischen Musikverbindung Stochdorphia;

die Kameradschaft *Theodor Körner* im Haus des ehemaligen Corps Franconia.

3. Im SS. 1938

die Kameradschaft *Skagerrak* im Haus des ehemaligen Corps Saxonia;

die Kameradschaft *Neithardt von Gneisenau* im Haus der ehemaligen Verbindung Virtembergia.

4. Im SS. 1939 wurde die Deutsche Burse Tübingen für auslanddeutsche Studenten und Handwerker am 11. Mai 1939 als Kameradschaft *Stephan Ludwig Roth* durch den Reichsstudentenführer übernommen.

Die Arbeitsgemeinschaft Nationalsozialistischer Studentinnen stellte ähnlich den Kameradschaften im WS. 1937/38 Gruppen auf, die ebenfalls aus früheren Zellen für Fabrikdienst, Landdienst und NSV.-Arbeit entstanden. Diese Gruppen sind:

1. die Gruppe *Margarete v. Wrangell*,

2. die Gruppe *Helene Lange*,

3. die Gruppe *Maria v. Linden*.

In demselben Semester wurde ähnlich dem NS.-Altherrenbund die Hochschulgemeinschaft deutscher Frauen gegründet, die alle

diejenigen Frauen umfassen soll, welche an der Arbeit und dem Studium der Studentinnen Interesse haben, ihnen ihre menschliche Anteilnahme und ihre erfahrene Hilfe geben können.

Zu den bestehenden drei Gruppen der ANSt. kamen im WS. 1938/39 noch zwei weitere:

1. die Gruppe *Franziska Tiburtius*,
2. die Gruppe *Regina Burckhardt-Bardili*.

Die Gruppen kamen immer im Studentinnen-Tagesheim zusammen. Möge der Wunsch, ein Haus für die Studentinnen zu erhalten, möglichst bald in Erfüllung gehen!

Die Zugehörigkeit zu einer Kameradschaft oder ANSt.-Gruppe ist jedem Studenten und jeder Studentin freigestellt. Wie sehr jedoch diese zu Anziehungspunkten für die gesamte Studentenschaft geworden sind, beweisen folgende Zahlen:

Es waren von der Gesamtstudentenschaft bzw. den Erstsemestrigen Tübingens im NSD. Studentenbund erfaßt:

Semester	Gesamtstudentenschaft		Erstsemestrige	
	Studenten	Studentinnen	Studenten	Studentinnen
Im SS. 1938	444 = 62%	114 = 75%	92%	100%
Im WS. 1938/39	584 = 70%	139 = 77%	89%	71%
Im SS. 1939	705 = 82%	122 = 70%	89%	100%

Es ist also innerhalb von drei Semestern eine Zunahme des Studentenbundes von 58% festzustellen, während sich die Gesamtstudentenschaft in demselben Zeitraum nur um 9% vergrößerte. Dazu kommt noch, daß in ihren höheren Semestern wesentlich mehr Freistudenten von anderen Universitäten nach Tübingen kommen, die den Hundertsatz drücken, während unsere Kameraden aus den Kameradschaften in ihren höheren Semestern an andere Universitäten gehen und dort die Hundertsätze verbessern. In den angegebenen Zahlen sind Theologiestudenten beider Fakultäten nicht enthalten, da diese dem Studentenbund nicht angehören können.

Ein weiteres Beispiel für die Erfolge der Kameradschaftserziehung zeigen die Zahlen der Zugehörigkeit zu einer Gliederung der NSDAP. in den letzten drei Semestern:

Es waren in einer Gliederung der NSDAP.:

Gesamtstudentenschaft			NSD. Studentenbund		
SS. 1938	WS. 1938/39	SS. 1939	SS. 1938	WS. 1938/39	SS. 1939
44,8%	58,9%	61,4%	80,8%	85,2%	88,1%

Es ist also ein stetiges Ansteigen festzustellen. Diejenigen Studentenbundskameraden, die keiner Gliederung angehören, sind größtenteils körperbehindert, oder es liegen bei ihnen besondere Verhältnisse vor.

Die Aufstellung der Altherrnschaften erfolgte im wesentlichen in den Jahren 1937 und 1938. Sie kann jetzt annähernd als abgeschlossen betrachtet werden. Die Zusammensetzung der Altherrnschaften entsprechend den früheren Korporationen hier auszuführen, erlaubt die Zeit nicht. Die Stärke der Altherrnschaften betrug:

Kameradschaft	Stand vom	
	Studententag 1938	Studententag 1939
Langemarck	329	407
Dietrich Eckart	160	256
Ostland	156	312
Straßburg	—	324
Hohentübingen	236	380
Yorck	275	406
Ludwig Uhland	457	510
Südmark	130	173
Theodor Körner	150	490
Skagerrak	360	423
Neithardt von Gneisenau	354	290
Gesamtsumme:	2567	3971

Es kann also eine Zunahme der Zahl der Alten Herrn um 54,7% festgestellt werden. Die Altherrnschaft der Kameradschaft Stephan Ludwig Roth konnte noch nicht aufgestellt werden, da bei dieser Kameradschaft der Auslanddeutschen besondere Verhältnisse vorliegen.

Die Bande zwischen Kameradschaften und Altherrnschaften sind durch viele Veranstaltungen und persönliche Beziehungen enger geknüpft worden, was sich insbesondere bei den Studententagen immer wieder zeigte. Ein wichtiges Bindemittel sind die regelmäßig erscheinenden Mitteilungsblätter der Kameradschaft und Altherrnschaft.

Seit 1937 wurde jedes Jahr am Ende des Sommersemesters ein Studententag abgehalten. Als erster örtlicher Studententag im ganzen Reich wurde der erste Tübinger Studententag vom Reichsstudentenfürher selbst eröffnet. Er war, wie die nachfolgenden, gekennzeichnet durch den »Tag des Sports«, den »Tag der Wissen-

tu-
ind
ere

ien
ab-
lt-
us-
ten

schaft« und den »Tag der Kameradschaft«. An dieser Stelle möchte ich insbesondere den Dozenten und Professoren der Universität Tübingen für die Bereitwilligkeit, an den Studententagen neben unseren Reichsberufswettkampfsiegern wissenschaftliche Vorträge zu halten, herzlich danken. So gaben die Studententage jedes Jahr einen Gesamtüberblick über die geleistete Arbeit, sie stellten eine eindrucksvolle Kundgebung der Tübinger Studentenschaft dar und zeigten, daß die Universität als Ganzes und Geschlossenes in der Bewegung steht. In großen Kundgebungen sprachen zur Tübinger Studentenschaft:

139

der Reichsstudentenführer SS.-Oberführer Dr. G. A. Scheel,
der Herr Reichsstatthalter und Gauleiter in Württemberg, Wilhelm Murr,
der Herr Ministerpräsident SA.-Obergruppenführer Professor Mergenthaler,
der Herr Innenminister SA.-Brigadeführer Dr. Schmidt,
der Leiter des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP. Professor Dr. Groß, Berlin,
der Führer der SA.-Gruppe Berlin-Brandenburg SA.-Obergruppenführer von Jagow,
der Führer der Memeldeutschen SS.-Oberführer Dr. Neumann,
der Gaustudentenführer Böhmen-Mähren SS.-Sturmbannführer Dr. Meckel, Prag.

%
e-
ei
t-

n
n
r-
ie
ft

Die Arbeit der Kameradschaften beginnt sich jedoch auch auf einem ganz anderen Gebiet auszuwirken, nämlich in der gesamten Fachschaftsarbeit und damit dem Reichsberufswettkampf der deutschen Studenten. In den Arbeitsgemeinschaften waren in jedem Semester etwa 400 bis 500 Studenten der höheren Semester erfaßt. Die Erfolge werden am Reichsberufswettkampf am deutlichsten sichtbar:

- n
n
3-
l,
-
1. Im ersten Reichsberufswettkampf der deutschen Studenten 1935/36 reichte Tübingen 28 Arbeiten ein, von denen 13 zur Beurteilung kamen. Von diesen waren 4 Arbeiten mit »wertvoll«, 6 mit »mäßig« und 3 mit »unbrauchbar« beurteilt.
 2. Im zweiten Reichsberufswettkampf der deutschen Studenten 1936/37 wurden 11 Arbeiten eingereicht. Der Erfolg war eine Reichssiegerarbeit mit dem Thema: »Die württembergische Bodenverfassung vor dem Inkrafttreten des Reichserbhof-

gesetzes«. Stud. iur. Faaß konnte dem Führer vorgestellt werden.

3. Im dritten Reichsberufswettkampf der deutschen Studenten 1937/38 wurden 13 Arbeiten eingereicht, von denen eine Arbeit mit »sehr wertvoll«, 5 Arbeiten mit »wertvoll« beurteilt wurden und eine Arbeit gleichzeitig Gau- und Reichssieger wurde. Das Thema war: »Papsttum und Germanenwelt im frühen Mittelalter, Anspruch und Methode des hl. Petrus.« Dr. phil. Ulrich Gmelin belohnte der Handschlag des Führers.
4. Im vierten Reichsberufswettkampf der deutschen Studenten 1938/39 reichte Tübingen 13 Arbeiten ein; von diesen wurden eine mit »brauchbar«, 4 mit »wertvoll«, 4 mit »sehr wertvoll« beurteilt. Dazu kamen zwei Reichsbestenarbeiten und zwei Reichssiegerarbeiten mit den Themen: »Wesensbestimmungen englisch politischer Begriffe und ihre Bedeutung für die Propaganda« und »Der Rassegedanke im Kolonialrecht«. Wieder konnte ein Tübinger Student, cand. iur. Kurt Hedrich, dem Führer vorgestellt werden. Ferner beteiligten sich vier Tübinger Kameraden an einer Reichsbesten- und einer Reichssiegerarbeit der Studentenschaft der Technischen Hochschule Stuttgart.

So kann Tübingens Studentenschaft mit Stolz auf die Ergebnisse des Reichsberufswettkampfes zurückblicken, steht es doch mit an der Spitze aller Hochschulen des Reiches und konnte doch seit drei Jahren an jedem 1. Mai der Name Tübingen beim Führer erklingen.

An dieser Stelle möchte ich zugleich im Namen der gesamten Universität allen Tübinger Studenten und Dozenten für die Mitarbeit und insbesondere meinem Kameraden und Amtsleiter Wissenschaft und Facherziehung Reinhold Beck, der jetzt als Leutnant der Reserve im grauen Rock seine Pflicht erfüllt, herzlich danken für diese hervorragende Leistung.

Auf Grund dieser Ergebnisse und auf Grund des großen Verständnisses, das Herr Rektor Professor Hoffmann unserer Arbeit immer in dankenswerter Weise entgegengebracht hat, kam auch die Vereinbarung zwischen Universität und Studentenführung zustande, nach der in Zukunft die akademischen Preisarbeiten nur noch im Rahmen des Reichsberufswettkampfs vergeben und durchgeführt werden. Diese Vereinbarung konnte gleichzeitig mit dem

Ergebnis des letzten Reichsberufswettkampfes am 23. Mai 1939 veröffentlicht werden.

Von besonderer Bedeutung ist ferner der Einsatz der Studenten im Fabrik- und Landdienst, sowie in der Erntehilfe an Deutschlands Ostgrenzen gewesen.

Der Fabrikdienst hat zum Ziel, durch freiwillige Arbeitsleistung der Studenten erholungsbedürftigen Arbeitern einen zusätzlichen Urlaub mit Weiterbezahlung des Lohnes zu ermöglichen und durch die Arbeit des Studenten an der Fräsmaschine, in der Gießerei oder in der Strickerei die Kluft zwischen Arbeiter der Stirn und der Faust überbrücken zu helfen.

Zum erstenmal im ganzen Gaugebiet setzten vom 1. bis 28. Juli 1936 25 Tübinger Studenten und Studentinnen in 6 Fabriken Reutlingens im Fabrikdienst ein. Sie waren 4 Wochen in der Jugendherberge untergebracht und jeder zog frühmorgens in seine Fabrik. Vom 23. Februar bis 23. März 1937 waren es schon 30 Studenten, die etwa 50 Arbeitern einen vierzehntägigen Urlaub mit Bezahlung des Lohnes ermöglichten. Vom 2. bis 31. Juli 1937 und vom 27. Februar bis 27. März 1938 wurde nochmals Fabrikdienst in derselben Weise durchgeführt. Wenn man heute die Erfahrungsberichte dieser Einsätze durchliest, so ist man über die Erfolge geradezu erstaunt, insbesondere über die große politische Bedeutung, die ein solcher Einsatz gerade in einer zum Teil ehemaligen gegnerischen Arbeiterschaft hat.

Der Landdienst hat die Aufgabe, den Bauern in seiner harten Arbeit zu helfen, das Verständnis zwischen Student und Bauer zu fördern und vor allem in volkstumsgefährdeten Gebieten das Deutschtum zu stärken. Er wurde daher nur in Grenzgebieten durchgeführt. Das Einsatzgebiet Tübingens ist der Kreis Ortelsburg in Ostpreußen, da wir schon im Sommer 1935 dort einsetzten. So waren in den Jahren

1935	6	Studierende
1936	55	»
1937	77	»
1938	96	»
1939	266	»

in Frühjahr und Sommer 8 bzw. 6 Wochen im Landdienst im Kreis Ortelsburg. Dazu kommen noch die in anderen Kreisen Ost-

preußens eingesetzten Tübinger Studenten. Außerdem zogen 1935 und 1936 Tübinger Studenten in volksdeutsche Gebiete außerhalb der Reichsgrenzen und knüpften dort durch ihre Arbeit ein neues und enges Band zur Heimat.

Die Erntehilfe hat zum Ziel, mangelnde Landarbeiterkräfte besonders in den Grenzgebieten zu ersetzen und die Ernte einbringen zu helfen. Sie wurde seit 1937 durchgeführt. Der Einsatz dauerte jeweils 4 Wochen. Es ist bekannt, daß im April 1939 die damalige polnische Regierung der deutschen Reichsregierung die Gestellung von 90 000 Landarbeitern wie in den vorhergehenden Jahren abgelehnt hat, um die deutsche Ernte zu sabotieren. Der Ruf ging an die deutschen Studenten. Das deutschpolnische Verhältnis verschlechterte sich immer mehr und es war für das deutsche Studententum selbstverständlich, in den Osten zu ziehen und dort den Bauern zu helfen.

So waren in diesem Sommer vom 15. Juli bis 15. bzw. 31. August eingesetzt:

In den Gauen	Erntehilfe	Landdienst	Summe	
in Ostpreußen	11 679	1920	13 599	Studenten
in Pommern	4 695	1428	6 123	»
in der Mark Brandenburg	2 713	537	3 250	»
in Schlesien	8 820	1945	10 765	»
im Sudetengau	430	789	1 219	»
in Ostsachsen	534	—	534	»
in der Bayrischen Ostmark	145	33	178	»
in Danzig	200	—	200	»
in der Ostmark	2 858	984	3 842	»
im Protektorat	1 202	661	1 863	»
in ihren Heimatgauen	4 953	—	4 953	»
	<u>38 229</u>	<u>8297</u>	<u>46 526</u>	<u>Studenten</u>

Tübingen hatte im SS. 1939 abzüglich der beurlaubten Studenten und Ausländer 1493 Studenten. Von diesen waren:

im Landdienst in Ostpreußen	235	Studenten
in der Erntehilfe in Ostpreußen	408	»
in der Erntehilfe in Württemberg	16	»
in der Erntehilfe im väterlichen Betrieb	117	»
in der Erntehilfe in volksdeutschen Gebieten	6	»
<u>Gesamteinsatz</u>	<u>782</u>	<u>Studenten</u>

Tübingen hat also 52,4% seiner Studenten in die Erntehilfe gesandt. Ich danke allen Kameraden und Kameradinnen für ihren

opferwilligen Einsatz und ich glaube, daß er sich für jeden einzelnen auch gelohnt hat und daß jeder an die Tage nach der Abfahrt des Sonderzuges am 16. Juli 1939 von Tübingen nach Marienburg gerne zurückdenkt. Ich danke auch Herrn Rektor Professor Hoffmann, daß er ohne Zögern den ursprünglich auf 31. Juli 1939 festgesetzten Semesterschluß abänderte und die Parole ausgab: Semesterschluß mit Einsatzbeginn! Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß von den Angehörigen der Universität unser Universitätsfechtmeister Lorber und der Assistent der Juristischen Fakultät Reinhold Beck, zugleich Amtsleiter der Studentenführung, mit in die Erntehilfe gezogen sind und so ihre kurzen Ferien einer großen Aufgabe geopfert haben. So bildete die Erntehilfe den großartigsten Abschluß der gesamten studentischen Arbeit im Frieden.

Diese Erfolge studentischer Arbeit sind im wesentlichen auf zwei Tatsachen zurückzuführen, und zwar einmal auf die Tatsache, daß die Studentenführung in der ganzen Zeit kontinuierlich dasselbe Ziel im Auge hatte, daß die Träger studentischer Arbeit immer an demselben Strang gezogen haben und nie irgendwelche persönliche Differenzen sowohl im Ziel als auch in der Wahl der Methode entstanden sind. Ein Personenwechsel, wie er in der Studentenführung zwangsläufig jedes Semester eintreten muß, hat nie einen Kurswechsel verursacht, da in der Tübinger Studentenführung immer alle eine enge Kameradschaft verbunden hat. Dieses Vertrauen zueinander mußte sich auf die gesamte Studentenschaft auswirken und der Erfolg konnte nicht ausbleiben. So danke ich, zugleich im Namen meines einstigen Nachfolgers und jetzigen Vorgängers Kamerad Werner Gekeler, der einen sehr großen Anteil an diesem Erfolg hat, allen Kameraden für das entgegengebrachte Vertrauen und die aktive Mitarbeit. Ich danke vor allem unseren Amtsleitern und engeren Mitarbeitern, zu denen ich insbesondere unsere treue Kameradin Fräulein Koch zählen möchte. Sie arbeitet schon seit 1926, also 13 Jahre, in der Studentenführung, hat manches für einen Außenstehenden unsichtbares großes Opfer gebracht, manchen Rückschlag erlebt, manche Freude und manche Sorge mit uns geteilt. Sie wird sich wohl einst, wie ich heute, nur sehr schwer von dieser studentischen Arbeit trennen können.

Der zweite Grund für die Erfolge ist der Tatsache zuzuschreiben, daß, wie wohl selten irgendwo, immer engste Kameradschaft und

größtes Vertrauen uns mit den Stellen verbunden hat, die mit unserer Arbeit in Berührung kamen.

Ich danke vor allem dem Herrn Rektor Professor Hoffmann für sein überaus großes Verständnis, das er uns Jungen immer entgegengebracht hat, für die Klarheit seines Wollens und für die immer treue, offene und ehrliche Verfolgung seines Zieles, die Universität Tübingen an die vorderste Stelle aller Universitäten des Reiches zu stellen. Wenn wir Studenten zu unserem Teil dazu beitragen durften, daß dieses Ziel erreicht wird, so war es unsere selbstverständliche Pflicht und unsere größte Ehre. So scheiden wir mit dem Gefühl des größten Dankes von dir, Parteigenosse Hoffmann, und haben den Wunsch, daß die entstandene Kameradschaft und Freundschaft immer erhalten bleiben, deine Arbeit auch weiterhin fruchtbar sein und der von dir eingeschlagene Weg auch für die Zukunft richtunggebend sein möge.

Dem neuen Rektor Herrn Professor Stickl wünsche ich in seinem Amt von Herzen Glück und Erfolg seiner Arbeit. Ich spreche den Wunsch aus, daß dasselbe Vertrauen und dieselbe Kameradschaft die Studentenführung auch in Zukunft mit Ihnen, Magnifizenz, verbinden möge.

Auch Sie, Herr Ministerpräsident, haben unserer studentischen Arbeit immer größte Hilfe angedeihen lassen. Ich denke noch oft an die sorgenvolle Tage im Jahr 1936, als Sie es uns durch Ihre materielle und ideelle Unterstützung ermöglichten, unsere Kameradschaften zunächst ohne Altherrnschaften aufzustellen. So haben Sie auch durch Ihr Verständnis und Ihre tatkräftige Mithilfe in allen späteren Jahren größten Anteil an unseren Erfolgen.

Unser Dank gehört ferner der gesamten NSDAP., dem Gauleiter, der erst im letzten Jahr am 11. Mai bei der Grundsteinlegung des Neubaus des Langemarckstudiums Lehrgang Tübingen und am letzten Studententag zu uns sprach, dem Kreisleiter und allen Gliederungsführern. Insbesondere unser Kreisleiter, Parteigenosse Rauschnabel, hatte immer ein offenes Ohr und volles Verständnis für die Belange der Universität und der Studentenführung. Ich weiß, daß Ihnen, Parteigenosse Rauschnabel, Ihre Gliederung NSD.-Studentenbund oft Sorgen gemacht hat, weiß aber auch, daß Sie sich immer über unsere Aktivität und unser Wollen gefreut haben, am meisten wohl über die Erfolge unserer Arbeit.

Auch der Stadt Tübingen sei unser herzlicher Dank ausgesprochen, hat sie uns doch bei den Problemen unserer Kameradschaftshäuser und bei den Studententagen und Veranstaltungen immer in höchstem Ausmaß unterstützt und verbindet uns doch mit ihrem Oberbürgermeister, mit Ihnen, Parteigenosse Weinmann, ein enges kameradschaftliches Band. Mit unter den ersten sind Sie einst in unsere Altherrnschaft Langemarck im Jahre 1936 eingetreten, haben unsere Sorgen von Anfang an miterlebt und unserer Arbeit immer vollstes Verständnis entgegengebracht.

Auch mit der Wehrmacht verbindet uns in althergebrachter Weise ein enges kameradschaftliches Band. Ich danke dem Herrn Standortältesten für die vielfache Unterstützung bei unseren Veranstaltungen und für die persönliche Anteilnahme des gesamten Offizierskorps am Leben und Treiben unserer Kameradschaften. Möge gerade jetzt in Kriegszeiten die Verbundenheit zwischen Wehrmacht und Studentenschaft sich bewähren und die deutschen Waffen siegreich geführt werden.

So scheidet mich aus meinem Amt mit dem Gefühl des Dankes an alle, die uns Kameraden waren, und mit dem Wunsche, daß diese Kameradschaft noch enger geschlossen werden möge. Bevor ich jedoch die Geschäfte meines Amtes übergebe, ist es mir eine ehrenvolle Pflicht, derer zu gedenken, die seit dem letzten Studententag aus unseren Reihen geschieden sind.

Ich gedenke der beiden Studenten des Reiches, die in der studentischen Erntehilfe 1939 ihr Leben für Deutschland gaben, der Tübinger Kameraden, die im Polenfeldzug auf dem Felde der Ehre für Führer und Volk ihr junges Leben ließen, unserer Kameraden

Helmut Pfeiffer, Kameradschaft Langemarck,

Otto Pfeleiderer, Kameradschaft Südmark,

Helmut Eilers, Kameradschaft Ostland.

Sie starben für Deutschlands Sieg und wir alle haben die Lücken zu schließen, die durch ihr Sterben in unsere Reihen gerissen wurden. Der Name des Platzes vor der Universität, der im Mai 1939 auf Vorschlag der Studentenführung den Namen Langemarckplatz erhielt, sei uns eine stete Mahnung an unsere Pflichterfüllung für Deutschland.

Im Auftrag des Reichsstudentenführers übergebe ich wegen Einberufung zur Wehrmacht die Geschäfte des Studentenführers

der Universität Tübingen an Kamerad cand. med. Gotthold Hegele. Euch Kameraden und Kameradinnen rufe ich zu:

Haltet die Fahne hoch, erfüllt als Studenten in Kriegszeiten erst recht eure Pflicht auf dem Platz, auf den ihr gestellt seid. Arbeitet, lebt und kämpft für Deutschland, bis der Sieg an unsere Fahnen geheftet ist. Denkt an die Worte des Führers: »Ich habe wieder jenen grauen Rock angezogen, der mir selbst der heiligste und teuerste war. Ich werde ihn nur ausziehen nach dem Sieg oder — ich werde dieses Ende nicht erleben!«

4.

REDE DES NEUEN STUDENTENFÜHRERS
CAND. MED. GOTTHOLD HEGELE.

Herr Ministerpräsident!

Sehr verehrte Gäste!

Kameradinnen, Kameraden!

Der Reichsstudentenführer hat mich zum Studentenfürher unserer Universität berufen. Ich danke an dieser Stelle für das Vertrauen, das man mir geschenkt hat. Solange ich dieses Amt zu führen habe, wird ihm meine ganze Kraft und all meine Sorge gehören und ich werde keine Arbeit scheuen, um dieses Vertrauen zu rechtfertigen.

Herr Ministerpräsident, ich darf Sie bitten, unsern studentischen Fragen wie bisher Ihre Aufmerksamkeit zu schenken und unsere Arbeit auch künftig zu unterstützen und zu fördern.

Um ihre Unterstützung bitte ich alle Stellen von Staat, Partei und Wehrmacht, die sich direkt oder indirekt mit den Problemen der Hochschule und der Studentenschaft befassen.

Alle Professoren und Dozenten bitte ich um ihr Vertrauen, welches allein eine fruchtbringende Arbeit ermöglicht.

Dem scheidenden Rektor, unserm verehrten Professor Hoffmann, danke ich für die Worte, die er eben an mich gerichtet hat. Den Gefühlen, die uns Studenten bei seinem Ausscheiden aus dem Amte des Rektors bewegen, hat schon Kamerad Goerlich Ausdruck gegeben. Er war uns Kamerad und väterlicher Freund. Sein Wirken als Rektor wird bei uns unvergessen bleiben.

Wenn ich nun in Ihnen, sehr geehrter Herr Professor Stickl, den neuen Rektor der Universität begrüße, so bitte ich, den

Wunsch aussprechen zu dürfen, daß unter Ihrem Rektorat die in Tübingen bereits zur guten Tradition gewordene kameradschaftliche Zusammenarbeit zwischen Rektor und Studentenfürher erhalten bleiben und beiden Stellen ihre Aufgaben erleichtern möge. Ich bitte Sie, mir und meiner Arbeit Ihr Vertrauen und Ihren Rat zu schenken.

Ich glaube, im Namen der ganzen Studentenschaft zu sprechen, wenn ich dem scheidenden Studentenfürher Kameraden Goerlich unsern Dank sage für seine Arbeit. Du hast, Kamerad Goerlich, zweimal diese Studentenschaft geführt. Was du geleistet hast, das wissen wir am besten, die wir seit Semestern hier in der studentischen Arbeit stehen. Als unsern schönsten Dank kannst du die Versicherung mitnehmen, daß unsere Arbeit in deinem Sinne weitergeführt wird.

Mein Dank geht an alle Kameradschaftsfürher und alle Amtsleiter, die sich unserer Arbeit zur Verfügung gestellt haben. Danken möchte ich auch der ANSt.-Referentin, Kameradin v. Möller, die die Führung der Studentinnen wieder übernommen hat.

Meine Kameradinnen und Kameraden! Es ist in diesen Wochen vielerorts auch unter Studenten die Frage aufgeworfen worden: Hat politische Arbeit im Kriege Sinn und Berechtigung?

Der eine hält es schon für unmöglich, überhaupt zu studieren, während Kameraden an der Front sind. Der andere sieht zwar die Notwendigkeit, daß der Bedarf an Ärzten und Naturwissenschaftlern, an Lehrern und Ingenieuren auch im Kriege gedeckt werden muß; er kann aber nicht einsehen, daß neben dem Studium noch die politische Arbeit, die politische Erziehung des NSD.-Studentenbundes stehen soll.

Daß der beste Teil der deutschen Jugend heute den Wunsch hat, dort zu stehen, wo gekämpft wird mit der Waffe, ist selbstverständlich. Daß *jeder* Student zu jeder Zeit bereit ist, den Hörsaal mit einem Bunker am Westwall zu vertauschen, das glauben wir, weil wir an den Idealismus des deutschen Studenten glauben.

Idealisten sind Menschen, die einem inneren Drang und einer Verpflichtung folgend einem großen Ziel, einer großen Idee dienen. Wir sind stolz darauf, daß die Besten des deutschen Studententums zu allen Zeiten Idealisten waren. Denken wir an die Studenten der Freiheitskriege, an die Barrikadenkämpfer von 1848, an die Freiwilligen von Langemarck und denken wir an einen

Albert Leo Schlageter oder einen Horst Wessel. Sie haben Ernst gemacht mit ihrem Idealismus und durch ihre Tat sind sie zum Symbol deutschen Mannestums geworden.

Das Ziel, für das wir heute kämpfen, ist groß. Wir wären nicht wert, uns Studenten zu nennen, wenn wir in diesem entscheidenden Geschehen kleiner wären, als es die Kameraden vor uns waren. Das ist beste studentische Tradition, meine Kameraden, und wir wollen nicht viel Worte darüber machen.

Wer aber glaubt, es könnte heute nur die eine Aufgabe geben, Waffen zu schmieden und Waffen zu führen, der befindet sich in einem Irrtum. Der totale Krieg erfaßt alle Zweige des nationalen Lebens und verbindet mit gleichen Pflichten Front und Heimat. Der Kampf, den wir heute zu führen haben, ist überhaupt nicht zu vergleichen mit einem der vorhergegangenen Kriege; handelt es sich doch nicht um eine Auseinandersetzung Deutschlands mit England und Frankreich, sondern um *die* Entscheidung: Wer wird künftig die beherrschende Macht Europas sein, Deutschland oder England? Und wir wollen uns darüber klar sein, daß dieser Krieg nicht enden wird mit Kompromissen, mit einem Frieden, wie es der von Versailles war, sondern am Ende des Krieges wird stehen der Sieg oder — das endgültige Abtreten Deutschlands als Weltmacht. Diese Erkenntnis muß uns ständig vor Augen stehen und all unser Tun und Handeln bestimmen.

Wir Nationalsozialisten glauben, daß Deutschland in diesem Kampfe siegen muß und siegen wird, weil es ja nicht um ein Land oder eine Kolonie, sondern um sein Leben und um seine Existenz überhaupt kämpft. Wir sind aber auch der Überzeugung, daß schließlich nicht die stärkeren Waffen und die bessere Ausbildung, sondern daß am Ende das stärkere Volk siegen wird — und das wird sein das Volk mit dem tapfersten Herzen und mit dem stärksten Glauben. Diesen Glauben persönlich unbeirrbar zu vertreten, diesen Glauben an den Sieg bei andern zu wecken und wachzuhalten, das soll und muß eine Aufgabe des deutschen Studententums sein.

Man kann es heute schon sagen hören: »Wenn der Führer nicht wäre, hätten wir keinen Krieg.« Wenn der Führer nicht wäre — ich will gar nicht versuchen, auszumalen, wie es dann in Deutschland aussähe. Oder man sagt: »Vielleicht haben wir in einem Jahr doch nichts mehr zu essen« usw. Kameraden! Dieser Geist der

Engstirnigkeit und des Zweifels darf in unserem Volke nicht groß werden. Wie soll die kämpfende Front bestehen, wenn hinter ihr nicht die vereinigte Kraft einer Nation steht, die an den Sieg glaubt? Wir sind als Studenten, die wir mehr als viele andere Volksgenossen die Möglichkeit haben, zu erkennen, um was es heute geht, auch ganz besonders verpflichtet, über die innere Haltung zu diesem Krieg zu wachen.

Dazu ist Voraussetzung, daß unsere eigene Einstellung vorbildlich ist. Einstellung darf bei kritischen Menschen, wie es Studenten sein sollen, nicht nur ein Ausfluß des Gefühls sein, zumal Gefühl bei nicht gründlich und gewissenhaft Veranlagten oft von egoistischen Unterströmungen bestimmt zu einer egoistischen Einstellung führt. Einstellung setzt bei geistigen Menschen Erkenntnis voraus und ihr dient unsere politische Arbeit. Deshalb darf sie nicht ruhen und wir müssen uns jetzt ganz besonders um Klarheit bemühen.

Das ist *jetzt* unsere politische Arbeit:

Politisch denken lernen, Zusammenhänge erkennen, diese Erkenntnisse nicht nur in uns aufnehmen, sondern sie auch vertreten. Möchte uns aus diesen Erkenntnissen eine Leidenschaft des Geistes erwachsen, die an uns selbst und an andern zur Tat wird. — Hierin liegt unser Beitrag zur Erhaltung der inneren Wehrkraft unseres Volkes.

Auch unser wissenschaftlicher Einsatz wird nicht aufhören. Die Reichsstudentenführung wurde beauftragt, die wissenschaftlichen Grundlagen und das Tatsachenmaterial für die deutsche Kriegspropaganda bereitzustellen. Eine sehr wichtige Aufgabe, die konzentriert den Einsatz unseres Wissens und Könnens erfordert. Wissenschaftliche Arbeit von Studenten wird hiermit in den geistigen Abwehrkampf unseres Volkes eingesetzt. An diesem Kriegspropagandaeinsatz wird klar, was wir unter »politischer Wissenschaft« verstehen: den Einsatz vorhandenen Wissens für die Erreichung politischer Ziele.

Diese erstrecken sich nicht nur auf den Krieg, sondern auch auf die Zeit nach ihm. Daß Deutschland in diesem Kriege siegen wird, ist unser unerschütterlicher Glaube. Doch nach dem Siege wird nicht eine Zeit der Ruhe kommen, sondern das deutsche Volk wird vor der gewaltigen Aufgabe stehen, der europäischen Welt den Stempel seines Geistes und seiner Kultur aufzudrücken. Und

dazu braucht man Menschen, die für diese Aufgabe reif sind. Hier wird der Student und der Akademiker beweisen können, daß er fähig ist, sein Wissen und sein Können für ein großes politisches Ziel einzusetzen. Und da möchte ich denen sagen, die *nur* studieren wollen: Nur-Wissenschaftler werden diese Aufgabe nicht lösen können, sondern Menschen, die in ihrem Beruf zur höchsten Leistung fähig, charakterlich untadelig und vor allen Dingen Träger einer politischen Idee sind. Daß von Semester zu Semester mehr solcher Männer die Hochschule verlassen, ist ein unverrückbares Ziel unserer politischen Arbeit.

Es ist hier nicht möglich, auf die Aufgaben, die uns während des Krieges gestellt sind, ausführlicher einzugehen. Ich habe sie nur kurz umrissen. Unsere Arbeit ist keine Besonderheit. Was wir tun, steht innerhalb der nationalsozialistischen Lebensgesetze, die für das ganze Volk gelten und die wir als Studenten auf der Hochschule zu verwirklichen suchen.

Kameraden, ich bitte euch: Setzt euch mit diesen Fragen auseinander! Wir tragen heute alle eine ungeheure Verantwortung. Dieser Krieg wird für alle bestehenden Institutionen *die* Bewährungsprobe sein. Was sich in diesem Kriege nicht bewährt, wird ihn nicht überdauern und wird nicht wieder auferstehen. Auch die deutsche Hochschule wird sich bewähren müssen. An uns wird es liegen, die Erwartungen zu erfüllen, die man in sie setzt. Nicht eine große Tradition, sondern nur ihre Leistung, das heißt ihr Einbau in eine politisch-völkische Zielsetzung, werden über ihr Bestehen entscheiden. Ich rede dabei selbstverständlich nicht von der wissenschaftlichen Leistung der deutschen Hochschule. Sie ist über jedes Lob erhaben und in der ganzen Welt anerkannt.

Meine Kameraden! Das politische Leben eines Volkes erwächst aus dem Kampf und der Auseinandersetzung. Ein Volk, das lange Zeiträume weder von außen her noch im Innern in Auseinandersetzungen gestellt ist, wird untüchtig; je mehr aber eine Nation zu kämpfen hat, um so mehr wird sie alle in sie gelegten Eigenschaften und Fähigkeiten entwickeln und vervollkommen. Das ist jedem von uns klar geworden, als wir zur Erntehilfe hinaus kamen in den Osten des Reiches, wo die tägliche Auseinandersetzung mit dem fremden Volkstum eine Kraft des Charakters und Stärke des Wesens hervorbrachte und in den Herzen unserer Brüder ein Bekenntnis zum Deutschtum wachsen ließ, wie es in

derselben Reinheit und Kraft im Innern des Reiches selten zu finden war. Auch dieser Krieg wird alle Fähigkeiten, die in unserm Volke liegen, zu höchstmöglicher Entfaltung bringen.

Politisches Leben ist geistiges Leben. Aus der geistigen Erkenntnis aller realen Gegebenheiten und Lebensgesetze eines Volkes erfolgt in ihm die bewußte Formung des völkischen Lebens, der Einsatz aller natürlichen Kräfte und Fähigkeiten für einen geschichtlichen Auftrag.

Politisches Leben kann nicht befohlen werden, es muß erwachsen aus dem geistigen Leben aller Angehörigen des Volkes. Und deshalb beginnt die Auseinandersetzung bei uns selbst und in uns selbst.

Haben wir den Mut und die innere Wahrhaftigkeit, uns zu ihr zu bekennen?

Wenn wir bestrebt sind — und das kann unsere einzige Aufgabe sein — alle in uns gelegten Fähigkeiten zu entwickeln, dann bedeutet das Auseinandersetzung, denn — wie der Führer einmal sagte — wer leben will, der kämpfe, und wer nicht streiten will in dieser Welt des ewigen Ringens, verdient das Leben nicht.

Not tut uns dabei ein inneres Wachsein für alle Fragen und Probleme, die an uns herantreten. Wir müssen wieder lernen, viele Begriffe nicht nach ihrem Klang zu hören, zu gebrauchen oder gar zu mißbrauchen, sondern sie in ihrem wesentlichen Gehalt und Wert, in ihrer Forderung zu erkennen.

Wir reden von Glauben, Begeisterung, Opfer, Pflicht, Einsatz, Hingabe. Das sind große Worte. Sie sind viel gebraucht und oft zur Phrase herabgemünzt worden. Tote Begriffe, wenn man nur von ihnen spricht. Wirkende Kräfte, wenn man sie als Forderung erkennt und zu verwirklichen sucht. Hier entscheidet sich, ob unsere Worte Phrasen, oder ob sie durch unser Leben das Bekenntnis einer werdenden Persönlichkeit sind, ob wir Mitläufer sind in einem großen Geschehen, oder ob wir die innere Kraft haben, unser eigenes Leben und unsere Umgebung aktiv zu gestalten.

Jene Worte sind groß und leuchtend und keiner kann sich ihrer Wirkung entziehen, wenn sie Ausdruck großen Werdens sind, sie sind unauffällig und unbequem, wenn sie im Alltag an uns herantreten. Hier wird nichts befohlen, hier steht nur die Forderung, ihre Erfüllung findet äußerlich keinen Dank und keinen Lohn.

Aber wenn diese Worte hier im Alltag nicht gelebt werden von uns, dann bleiben sie Phrasen.

Wer nicht in die Erntehilfe in den Osten geht aus einer inneren Verpflichtung heraus, sondern nur um seine Bescheinigung zu bekommen, der soll nicht von Einsatz reden.

Wer Semester seines Studiums verbummelt, soll nicht von Pflichterfüllung reden.

Wer nicht bereit ist, auf seine persönlichen Bequemlichkeiten zu verzichten, soll nicht von Opfer reden.

Einem Volke wird nichts geschenkt. Alles muß erworben und erkämpft werden. Aus dem Glauben und der Begeisterung jedes einzelnen erwächst der Siegeswille der Nation. Aus der Arbeit und Pflichterfüllung jedes Volksgenossen erstet die Kraft des Reiches.

Ich weiß, es wird immer wieder Leute geben, die sich diesen Erkenntnissen verschließen, die eine Verantwortung nicht mittragen wollen. Sie sind nur darauf bedacht, möglichst rasch und bequem fertig zu machen, sie weisen jede Aufforderung zu einem besonderen wissenschaftlichen und politischen Einsatz als Eingriff in ihre persönliche Freiheit zurück. Darunter gibt es wohl Leute, die überhaupt kein Organ, überhaupt keine Empfänglichkeit haben für die Probleme unserer Zeit, die achtlos und unberührt an ihnen vorbeigehen. Diesen Leuten zu helfen, sie an viele Fragen heranzuführen und zu einer Stellungnahme zu bringen, ist unsere ernste Aufgabe.

Andere aber nehmen bewußt eine ablehnende Haltung ein. Kameraden, diese Typen können wir uns auf der Hochschule einfach nicht mehr leisten! Wer nicht bereit ist zur Mitarbeit, der stellt sich außerhalb unserer Gemeinschaft. Der Reichsstudentenführer hat angeordnet, daß neben den Kameradschaften, in die jeder nach wie vor freiwillig eintritt, sogenannten Dienstgemeinschaften aufgestellt werden, in denen diejenigen zusammengefaßt sind, die sich jeder Mitarbeit in einer Kameradschaft oder in einer Gliederung entziehen. Diese Dienstgemeinschaften sind keine Erziehungsgemeinschaften, sondern Arbeitstrupps, die für kriegswichtige Arbeiten eingesetzt werden.

Ich weiß, man wird gegen diese Anordnung Sturm laufen und wieder einmal die akademische Freiheit zu Hilfe rufen. Wir haben für diese Auffassung von akademischer Freiheit kein, aber auch gar kein Verständnis, denn über aller Freiheit steht die Freiheit unseres Volkes. Und diese nur gilt es heute zu verteidigen.

Am meisten werden sich diejenigen aufregen, die von ihrem ersten Semester an keiner Kameradschaft und keiner Gliederung angehörten, die sich nie ernstlich an einer Fachschaftsarbeit beteiligt haben, die natürlich erst recht nicht im Land- oder Fabrikdienst waren. Diese Leute sind Egoisten, die zu keiner Begeisterung fähig und zu keinem Opfer bereit sind.

An sie richtet sich mein Apell nicht!

Sie sind viel zu blasiert, um sich etwas sagen zu lassen. Sollten diese Herren versuchen, unsere Arbeit in irgendeiner Form zu stören, dann werden sie mit den harten Gesetzen Bekanntschaft machen, die im Kriege gültig sind. Im übrigen werden sie aussterben müssen und eine künftige Nachwuchsauslese wird dafür sorgen, daß solche Leute gar nicht mehr zur Hochschule kommen. Das Langemarckstudium ist ein Teil und ein Anfang dieser bewußten Planung und sein weiterer Ausbau bedeutet die Revolution der Hochschule schlechthin.

Ich wende mich an euch, meine Kameradinnen und Kameraden, mit der Bitte, mir und meiner Arbeit das Vertrauen zu schenken, das ich jedem von euch entgegenbringe, ich vertrete als Studentenfürher eure Belange. Es ist unwürdig, wenn in einer Studentenschaft anonym über den Studentenfürher und seine Verfügungen hergefallen wird. Ich scheue eine offene Kritik nicht. Ich bitte sogar darum.

Ich erwarte von euch, daß ihr die Notwendigkeit dessen einseht, was die Reichsstudentenfürherung anordnet. Warum diese besonderen Anordnungen? Nicht, weil die Reichsstudentenfürherung nicht mehr weiß, was sie mit den Studenten anfangen soll — wie man es manchmal hören kann, sondern einfach weil Krieg ist und weil es um die Existenz der Hochschule überhaupt geht. Das bitte ich euch, zu bedenken. Alles, was wir tun, tun wir auch im Hinblick auf die große ehrwürdige Tradition der deutschen Hochschule und des deutschen Studententums, die wir zu bewahren und weiterzugeben haben und wir tun es im Gedenken an die Kameraden, die in Polen gefallen sind. Ihr Tod verpflichtet uns zum letzten Einsatz. Wir haben kein Recht, sie die Unsrigen zu nennen, wenn wir hier auf der Hochschule nicht unsere Pflicht tun, wenn wir nicht bereit sind, Opfer zu bringen, die klein sind gemessen an dem Opfer, das sie gebracht haben.

Vor unseren Augen stehen diese gefallenen Kameraden. Sie

haben ihr junges Leben gegeben für die Freiheit ihres Volkes. Sollten wir, die wir hier studieren dürfen, so jämmerlich sein, uns irgendeiner Aufgabe oder irgendeinem Opfer, so groß es auch sein mag, zu entziehen? Nein, meine Kameradinnen und Kameraden! Unwürdig, den Sieg zu erleben und den Frieden zu genießen ist der, der in dieser Zeit nicht alles einsetzt, nicht alles gibt für Deutschland, welches uns wahrhaftig nicht ein leeres Wort ist oder eine Phrase, sondern — wie Paul de Lagarde einmal sagt — ein sittlicher Begriff und eine ewige Aufgabe.

So gehen wir entschlossen an unsere Arbeit im ersten Trimester 1940. Mögen manche beiseite stehen. Wer heute noch nichts gespürt hat von dem Geist der Zeit, von der einmaligen Größe des Führers, der eine Welt aus den Angeln gehoben hat, der wird ewig taub und unempfänglich bleiben.

Wir aber, meine Kameraden, wenn wir in diesen kommenden Wochen und Monaten nur das eine tun: ganz schlicht und einfach unsere Pflicht, dann werden wir etwas verspüren von dem stolzen Bewußtsein, nicht in einer trägen und alternden Zeit zu leben, sondern in den Jahren eines weltgeschichtlichen Umbruchs
und wir werden etwas verspüren von dem Glück,
Zeitgenossen eines Adolf Hitler zu sein.

5.

ANSPRACHE VON MINISTERPRÄSIDENT
SA.-OBERGRUPPENFÜHRER PROF. MERGENTHALER.

*Deutsche Volksgenossen und Volksgenossinnen!
Meine Kameraden!*

Wir stehen am Anfang eines schicksalschweren Jahres. Denn aller Voraussicht nach werden in seinem Verlauf in dem uns aufgezwungenen Krieg Entscheidungen fallen, die für unser Volk und Reich von weltgeschichtlicher Bedeutung sind. Und es ist ein Zeichen der inneren Kraft und Festigkeit unseres großdeutschen Reiches, wenn mitten im Krieg, am 8. Januar, fast alle deutschen Hochschulen wieder eröffnet worden sind. *Die Einschätzung der geistigen Arbeit und Werte durch das nationalsozialistische Deutschland kann kaum sinnfälliger zum Ausdruck kommen.* Wenn sogar eine uns benachbarte Grenzlandhochschule, die im Feuerbereich

feindlicher Geschütze und Maschinengewehre liegt, die wissenschaftliche Arbeit und Lehrtätigkeit wieder aufnimmt, so kann man daran ermessen, in welchem hohem Sinne wir Deutsche das Wesen der Wehrhaftigkeit erfassen. Wir brauchen in dem schweren und schicksalhaften Kampf, den wir um Sein oder Nichtsein führen, *nicht nur die äußeren, materiellen Kräfte, sondern ebenso sehr die geistigen, die sittlichen und die Charakterwerte.*

Die Wiedereröffnung der Hochschulen dient aber auch einem unmittelbaren praktischen Zweck. *Auch in der Kriegszeit darf in der Ausbildung für die Berufe keine Lücke eintreten.* Wenn unsere Gegner uns mit einem langen Krieg drohen, so müssen wir auch dagegen gewappnet sein, um so mehr als eine Reihe von Berufen mit akademischer Vorbildung einen großen Mangel aufweist. Wie eng die gesamte äußere Wehrkraft mit der Forschung auf naturwissenschaftlichem und technischem Gebiet, mit der Qualität der Ingenieure zusammenhängt, brauche ich nicht näher auszuführen. Wenn die deutschen Waffen durch gewaltige Erfolge den hohen Stand ihrer Entwicklung bewiesen haben, so hat daran auch die deutsche Wissenschaft und Forschung einen hervorragenden Anteil. Die Durchführung des Vierjahresplans stützt sich weithin auf vorausgehende stille Forscherarbeit deutscher Gelehrter und Ingenieure.

Die Lösung der Frage des Nachwuchses für zahlreiche kriegswichtige Berufe macht die Wiedereröffnung der Hochschulen zur gebieterischen Notwendigkeit. Die Zahl der Studierenden war auch nach Kriegsausbruch überraschend groß, teilweise bedingt durch die eigenartige Entwicklung der Kriegslage im Westen. Im vergangenen Herbst trat an einer Reihe von Hochschulen und besonders in einzelnen Fakultäten, z. B. bei den medizinischen, und bei den Technischen Hochschulen eine Überfüllung ein.

Mit der *Einteilung des akademischen Jahres in drei Studienabschnitte* wurde ein bedeutsamer Schritt getan. Die Gründe liegen in der auch für Friedenszeiten wichtigen *Verkürzung der Studienzzeit* und in der Notwendigkeit einer *rascheren Behebung des Mangels bei zahlreichen akademischen Berufen.* Die Einführung des Trimesters hat nicht nur äußere Bedeutung. Die Gestaltung von Lehre und Forschung wird nicht unerheblich beeinflußt werden.

Die Erfahrungen zeigen, daß der *Unterrichtsbetrieb der Hochschulen mehr wie seither auf den künftigen Beruf der Studierenden*

eingestellt sein muß. Es ist nicht selten, daß z. B. schon Referendare zu selbständiger und verantwortlicher Berufsarbeit herangezogen werden müssen. Außerdem bedarf bei der stark verkürzten Studienzeit *das Studium einer klaren und straffen Lenkung und Einteilung*, um Umwege und Leerlauf zu verhindern. Eine sachgemäße, eingehende *Beratung der Studierenden* durch die Hochschule bei Beginn und während des Studiums halte ich daher für dringend notwendig. Dazu ist erforderlich, daß *die Hochschule als Gesamteinrichtung* aufgefaßt wird und nicht die einzelnen Fakultäten zusammenhanglos oder gar fremd nebeneinander hergehen. Das bedeutet *keine Einengung der Freiheit der Hochschule*, sondern eine Anpassung des Studiums an die Notwendigkeiten der Gesamtheit. Der Nationalsozialismus hat sich bewußt abgewendet von dem individualistischen Freiheitsbegriff des Liberalismus. »Frei ist«, nach einem Wort Lagardes, »nicht wer tun kann, was er will, sondern der werden kann, was er soll«, das heißt was seinem inneren Wesen entspricht. *Nach nationalsozialistischer Auffassung muß die persönliche Freiheit eingeordnet sein in die Pflichten gegenüber der Volksgemeinschaft.* Und diese Pflichten erfordern, daß trotz Verkürzung der Ausbildungszeit die Güte der Ausbildung und die berufliche Leistung nicht verringert werden.

Die an sich rein äußerliche Änderung in der Einteilung des akademischen Jahres in Trimester hat noch eine andere Auswirkung. Die Hochschulferien werden erheblich verkürzt und das bedeutet eine wesentliche Einschränkung der dem Hochschullehrer zur reinen wissenschaftlichen Forschung zur Verfügung stehenden Zeit. Da wir der Überzeugung sind, daß *zum Wesen der deutschen Hochschule die Verbindung von Lehre und Forschung gehört*, bedeutet das zweifellos ein Opfer, das die Hochschullehrer und Forscher der Kriegszeit bringen müssen.

Sollte auch im Frieden die Trimestereinteilung zwecks Studienverkürzung aus bevölkerungspolitischen Gründen beibehalten werden, so könnte zur Erzielung der notwendigen Zeit für ausreichende Forschungsarbeit an eine regelmäßig sich wiederholende, zeitweilige Beurlaubung der Hochschullehrer zu Forschungszwecken gedacht werden. *Jedenfalls möchte ich es mit allem Nachdruck aussprechen, daß ich die Verbindung von Lehre und Forschung an den deutschen Hochschulen auch in Zukunft für notwendig und entscheidend ansehe.* Denn die Lehre kann nur lebendig und

fruchtbar bleiben, wenn sie immer wieder schöpfen kann aus dem frischen Quell der reinen Forschung.

Meine Kameraden! Angesichts des Zerstörungswillens der gegen uns stehenden feindlichen Welt, die nicht nur das vom Nationalsozialismus geschaffene Dritte Reich und seinen Führer vernichten möchte, *sondern das deutsche Volk tödlich treffen und Großdeutschland zerstückeln will*, ist die innere Einheit und Geschlossenheit des Volkes von größter Bedeutung. *Die wahre Volksgemeinschaft ist aber niemals das Ergebnis schwächlicher Kompromisse mit grundsätzlichen politischen und weltanschaulichen Widersachern, sondern wird nur errungen durch den Sieg einer Idee.* Das gilt auch für Kriegszeiten.

Die Tübinger Universität kann für sich in Anspruch nehmen, daß in den vergangenen Jahren ihre nationalsozialistische Ausrichtung klar und planmäßig gefördert worden ist. Ich danke dem nun scheidenden Rektor, Herrn Professor *Hoffmann*, herzlich und aufrichtig für diese zielbewußte Aufbauarbeit, die er unbeirrt und mutig in Angriff genommen hat. Wir nationalsozialistischen Kämpfer wissen uns dabei getragen von der Unterstützung und Zustimmung aller Nationalsozialisten, insbesondere aber von der alten Garde der Bewegung. Wir wissen aber auch, daß Männer, die entschlossen und kompromißlos einen neuen Weg gehen, bei den Anhängern des Alten nicht angenehm sind. Darum finden wir die innere Befriedigung und Berechtigung im Bewußtsein der Pflichterfüllung gegenüber nationalsozialistischen Notwendigkeiten, die für uns gleichbedeutend sind mit den Pflichten gegenüber unserem deutschen Volk.

Was ein durch eine Idee geeintes Volk bedeutet, erleben wir in dem uns aufgezwungenen Krieg. Kein Unverstand und Egoismus zahlloser, das Volk zerspaltender Parteien kann sich wie im Weltkrieg harten und ehernen Notwendigkeiten und den Entschlüssen der obersten Staatsführung entgegenstellen. Der Weltkrieg von 1914 bis 1918 ging nicht verloren, weil die deutschen Soldaten versagt hätten, sondern infolge einer jämmerlichen politischen Führungslosigkeit in der Heimat. Der Parteihader schwieg zwar zunächst unter dem Eindruck der lohenden Begeisterung des August 1914, brach aber um so schlimmer aus, als es hart auf hart ging und die letzte Probe des Durchhaltens zu bestehen war.

Wir mußten oft hart sein bei der Ausmerzungen aller fremden

Einflüsse und bei der Herstellung der inneren Geschlossenheit. Dafür rufen aber heute keine jüdischen Kriegsgesellschaften eine maßlose Erbitterung hervor. Im Weltkrieg wurde die deutsche Kriegswirtschaft dem Juden Rathenau ausgeliefert. *Im großdeutschen Freiheitskampf lenkt die gesamte deutsche Wirtschaft der Nationalsozialist und Generalfeldmarschall Hermann Göring.* Der autoritäre deutsche Führerstaat hat zur Folge, daß die politische und militärische Führung nicht in verhängnisvoller Weise auseinanderfallen, und vor allem steht an der Spitze des Reiches kein schwächlicher Bethmann-Hollweg, sondern der uns von einem gnädigen Schicksal geschenkte Führer und Schöpfer des großdeutschen Reiches, Adolf Hitler!

Wenn wir fest an den deutschen Sieg glauben, so entspringt dies keiner Unterschätzung unserer Gegner. *Wir geben uns über den brutalen englischen Vernichtungswillen keinen Täuschungen hin.* England will kein starkes Deutschland und war schon vor der Jahrhundertwende entschlossen, Deutschland niederzuschlagen, als das Zweite Reich seine wirtschaftliche Kraft und seinen Handel in bemerkenswerter Weise entwickelte. Im Jahr 1897 schrieb die angesehene englische Wochenschrift »Saturday Review«: »Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher wäre.« Damals gab es keinen Nationalsozialismus in Deutschland, von einer Flottenrivalität mit England konnte bei den wenigen und dazu veralteten deutschen Kriegsschiffen keine Rede sein.

Unter dem Schlagwort von der bedrohten »Sicherheit« läßt sich Frankreich von der englischen Politik ins Schlepptau nehmen, trotzdem der Führer die deutsch-französische Westgrenze anerkannt hat. Das bedeutete den Verzicht auf Elsaß-Lothringen, der angesichts von über 1½ Millionen Deutschen in diesen Gebieten unserem Volke nicht leicht geworden ist.

Immer wenn Deutschland aus der Tiefe zur Höhe zu steigen begann, ist eine feindselige Welt dagegen gestanden. Der geniale Schöpfer des Zweiten Reiches, *Bismarck*, spürte den Alpdruck der gegnerischen Koalitionen. Und der deutsche Geschichtsforscher *Ranke* schrieb mit Recht: »Wenn sich im Reiche eine Gewalt erhob, welche die Kräfte der Nation anzustrengen und auf auswärtige Ziele hinzulenken suchte, hat sich in der Regel halb Europa dagegen aufgeregt.«

Wir müssen uns darüber klar sein, daß ein starkes Deutschland im Herzen Europas stets bereit sein muß bis zum Letzten, um sein Lebensrecht und seinen Platz an der Sonne zu kämpfen. Darum muß die Wehrkraft des deutschen Volkes bis zur höchsten Vollendung entwickelt werden. Für deutsche Studenten, die das Erbe von Langemarck zu hüten haben, ist es daher eine Selbstverständlichkeit, bei der *Wehrerziehung* im Rahmen der vormilitärischen Ausbildung in vorderster Reihe zu stehen. Auch die *Wehrwissenschaften* müssen an den deutschen Hochschulen eine Stätte eifriger und sorgfältiger Pflege finden. Wenn nur ein Teil der Zeit, die vor dem Weltkrieg für den Dienst in den Korporationen aufgewendet wurde, der Wehrtüchtigung nutzbar gemacht wird, so läßt sich ein großes Ziel erreichen. Es muß durch jahrelange Arbeit auf dem Gebiet der vor- und nachmilitärischen Wehrerziehung erreicht werden, daß die Reserveformationen in ihrer Schlagkraft schon bei Kriegsausbruch den aktiven Verbänden nahekommen. Dann sind wir militärisch auch jeder kommenden außenpolitischen Situation gewachsen.

Deutschland hat fast immer um Sein oder Nichtsein gekämpft. Die englischen Haßgesänge, der offene Vernichtungswille, die brutalen Zerstückelungspläne gegenüber dem Großdeutschen Reich lassen keinen Zweifel übrig, *daß wir den Krieg bis zu einer endgültigen Entscheidung durchkämpfen müssen.* Ein Kompromiß würde nur eine Aufschiebung bedeuten bis zu einem Zeitpunkt, der unseren Gegnern günstiger dünkt.

Es hat keinen Zweck, sich am Rätselraten über die kommenden großen militärischen Operationen zu beteiligen. Wo der Schwerpunkt der strategischen Entscheidung liegen wird, wissen wir nicht.

Und trotzdem tragen wir einen felsenfesten Glauben an den Sieg im Herzen. Wir Soldaten des Weltkriegs, die in diesem gewaltigen jahrelangen Ringen die militärischen Höhen und Tiefen miterlebt haben, sind keine Phantasten. Aber wir wissen eines: Das deutsche Heer des Weltkriegs ist noch im Frühjahr 1918 nach einem vierjährigen Ringen im Zweifrontenkrieg und nach unerhörten Blutopfern und Entbehrungen um Haaresbreite am Sieg vorübergeschritten. Die Waage stand damals auf des Messers Schneide und wenig hätte gefehlt und der Sieg hätte sich uns zugeneigt. Und das trotz einer größtenteils versagenden Heimat infolge einer jämmerlichen politischen Führung.

Heute sind wir durch das Abkommen mit Sowjet-Rußland und durch die völlige Niederwerfung Polens *im Osten rückenfrei*, was die englische Blockade weithin unwirksam macht. *Und an der Spitze des Reiches steht kein Bethmann-Hollweg, sondern der Frontsoldat Adolf Hitler.*

Deshalb wird der Sieg unser sein, wenn wir nur alle unsere Pflicht tun! Und so möge unsere Tübinger Universität mitten im Krieg ihre Arbeit wiederbeginnen im Bewußtsein höchster Verpflichtung gegenüber Führer, Volk und Reich. *Und wenn härteste Zeiten kommen, dann wollen wir aufrecht und tapfer bleiben.* Es soll über uns leuchten das Wort eines Kämpfers für das *Reich der Deutschen*, Ulrich von Hutten, das er in bitterer Todesstunde seinem Volk als Vermächtnis schenkte:

»Deutschland ist da, wo starke Herzen sind.«

6.

BERICHT DES BISHERIGEN REKTORS

PROF. DR. H. F. HOFFMANN.

Wenn ich heute einmal noch als Rektor dieser Universität das Wort nehme, so geschieht es, um meine letzte Amtshandlung zu vollziehen: die *Übergabe* der *Rektorwürde* an meinen Nachfolger.

Nach Beendigung des vergangenen arbeitsreichen Sommersemesters hatte ich die Absicht, in den folgenden Monaten bis zu dem vorgesehenen Rücktritt am 1. November 1939 eine Reihe von laufenden Plänen weiter zu fördern und begonnene Arbeiten zum Abschluß zu bringen. Es sollte mir jedoch nicht vergönnt sein, alle Friedensaufgaben zu vollenden. Das Gebot des Führers rief auch uns zur Wehrmacht und der Krieg schuf schlagartig eine völlig veränderte Situation. Alt und Jung rückte zum Wehrdienst ein. In den Kliniken wurden (mit Ausnahme der Frauen- und Kinderklinik) Lazarettabteilungen eingerichtet. Die anfangs geschlossenen Tore der Aula öffneten sich bald nach Beginn des Krieges als Rückwandererlager und Verpflegungsstätte. Später wurden aus Hörsälen Unterrichtsräume für die Mädchenoberschule. Professoren und Studenten mußten vorübergehend anderen Gewalten weichen.

Heute aber begehen wir zugleich mit diesem Festakt die *Feier*

der *Wiederveröffnung unserer Hochschule*, deren Wohl und Wehe uns allen am Herzen liegt. Manche sind heute nicht unter uns, die in normalen Zeiten ihr Lehramt an dieser Stätte verwaltet hätten, andere können nur vorübergehend anwesend sein, um jeweils neben den Kriegsaufgaben ihren zivilen Pflichten nachzukommen. Dennoch ist es uns gelungen, einen vollständigen Lehrbetrieb behelfsmäßig zu garantieren.

Wir grüßen alle Kameraden, die in der Ferne weilen und ihre Kraft, ihr Leben einsetzen zum Schutze des Vaterlandes in der Luft, zu Wasser und zu Lande. Wir hoffen und wünschen, daß sie alle dereinst gesund und wohlbehalten in unsere Reihen zurückkehren mögen.

Mit Stolz können wir berichten, daß vom Lehrkörper der Universität Prof. Dr. *v. Mangoldt* und Dozent Dr. *Wendt* mit dem EK. ausgezeichnet wurden. Auch Herr Baurat *Rall* hat diese ehrenvolle Auszeichnung empfangen. Ich erwähne ihn an dieser Stelle, da er früher lange Jahre in der Bauleitung der Chirurgischen Klinik tätig war und dadurch zu uns in engere Beziehung getreten ist. Ich spreche im Namen der Universität den drei Herren meinen herzlichen Glückwunsch aus.

Von Opfern des Krieges wurde die Universität bisher verschont. Wohl aber haben wir in den Jahren 1937—39 durch Tod schwere Verluste erlitten, die wir aufs tiefste beklagen. —

Wenn ich die zwei Jahre meiner Amtsführung überschauere, so bewegen mich heute vor allem *Gefühle aufrichtigen Dankes* an alle diejenigen, die mich unterstützt haben und mir mit Rat und Tat zur Seite standen.

An erster Stelle gedenke ich der hilfreichen Förderung und des wohlthuenden Schirmes und Schutzes, die meine und meiner Mitarbeiter Pläne und Aktionen stets bei unserem *Herrn Ministerpräsidenten* und *Kultminister Professor Mergenthaler* gefunden haben. Seine ehrenden Worte der Anerkennung bedeuten mir am heutigen Tage die schönste Genugtuung.

Dankbar gebe ich sodann der kameradschaftlichen Zusammenarbeit Ausdruck, die mich mit Herrn *Regierungsdirektor Dr. Drück* und *Oberregierungsrat Dr. Deyhle*, unserem Hochschulreferenten, während meines Rektorates verbunden hat. Letzterer vor allem hat sich in seinem Amtsbereich stets mit Tatkraft und ausgesprochener Sympathie für Tübingen erfolgreich eingesetzt.

Worte des Dankes seien auch dem *Herrn Finanzminister Dr. Dehlinger* und den Herren der ihm unterstellten Bauabteilung, ihrem *Präsidenten Herrn Dr. Kneller* sowie unserem *Ehrensensator Oberbaurat Daiber* gewidmet; Worte des Dankes und der herzlichen Bitte zugleich, sie möchten auch künftig gewillt und in der Lage sein, unseren Bestrebungen zum Aufbau und Ausbau der Tübinger Universität ein geneigtes Herz und den reichen Segen ihres Haushaltes zu verleihen.

Schaue ich mich um im Kreise derer, die mir an Ort und Stelle die Bürde meines Amtes erleichtert haben, so wüßte ich keinen zu nennen, der meiner Bitte nicht gefolgt wäre. Gute herzliche Beziehungen verbanden uns mit allen Stellen der Partei, des Staates und der Wehrmacht.

Gewichtige Lasten der Verantwortung hatten neben mir andere zu tragen. Ein treuer Kamerad und unermüdlicher Helfer war mir der *Prorektor*, zugleich *Dozentenführer* und *Präsident der Dozentenbundsakademie*, *Professor Dr. Wetzel*, dessen geistiger Schwung und Einfallsreichtum zu einem wesentlichen Faktor der Neugestaltung unserer Hochschule geworden ist. Ihm, der zudem seit Kriegsbeginn als Vertreter für mich einspringen mußte, und desgleichen seinem verdienten Vorgänger in der Dozentenführung, *Dozenten Dr. Schwenk*, dem damaligen Oberarzt der Kinderklinik, bin ich in aufrichtiger Dankbarkeit verbunden.

Ich nenne ferner die *Dekane Hennig, Stickl, Eißer, Bebermeyer, Weiser* und *Geiselman*, die jeder in seiner Art, ihr Bestes gaben und in ehrlichem Bemühen mit mir um die Forderungen unserer Zeit gerungen haben.

Eine Crux — leichthin — war ich vielleicht hier und da den Herren der *Verwaltung*, was ich hiermit scherzhaft bekennen will. Von Haus aus ohne juristische Belastung, gänzlich unbürokratisch erzogen, zwar menschlich natürlich, aber als Arzt paragrafisch ungepflegt aufgewachsen, werde ich wohl oft für sie ein Kind des Schreckens gewesen sein. Dennoch war die Zusammenarbeit vorbildlich, wir haben uns gut verstanden, und ich habe Etliches von ihnen gelernt. Zusammenfassend darf ich mein Urteil dahin abgeben: Der Beamten- und Angestelltenstab der Universität setzt sich zusammen aus besonders tüchtigen, pflichtbewußten, erfahrenen Männern und Frauen, die an ihrem Platze mit ihrem Herzen in der gleichen Art dem Gedeihen unserer Hochschule

Dr. verhaftet sind, wie wir Hochschullehrer selbst. Ich danke allen für ihre Einsatzbereitschaft, an ihrer Spitze meinen engeren Ratgebern *Herrn Oberregierungsrat Dr. Knapp* und *Herrn Verwaltungsdirektor Balbach*.

Ich gedenke ferner unserer *Stadt Tübingen*, deren Führung im Sommer vergangenen Jahres von unserem *Ehrensator Oberbürgermeister Scheef* an *Oberbürgermeister Dr. Weinmann* überging. Eng sind die Bande, die uns mit unserer Stadt verbinden. Das Schicksal von Tübingen und das Wohl der Universität sind unrettbar miteinander verkettet, beide sind aufeinander angewiesen. Hier kann nur gegenseitige Unterstützung die Parole sein. In diesem Sinne danke ich den beiden Herren für die bisherige Zusammenarbeit und verbinde damit den Wunsch und die Hoffnung, daß sich die Beziehungen fürderhin möglichst noch enger, noch fruchtbarer gestalten mögen, als es in der Vergangenheit der Fall gewesen ist; zum Besten von uns beiden. *Pg. Weinmann* als begeisterter alter Tübinger Student wird sich diesem Wunsche nicht verschließen.

Zuletzt ein *feierliches Bekenntnis* des Dankes an die *Partei* und ihre *Gliederungen*. Ich darf sagen, daß ich bei ihr in allen Dingen stets auf Verständnis und tatkräftiges Entgegenkommen gestoßen bin. Man hat es mir in dieser Beziehung leicht gemacht. In erster Linie ist es das Verdienst unseres *Kreisleiters Rauschnabel*, daß gewisse Reibungen, die sich überall im Leben zwangsläufig einstellen, niemals zu ernstesten Schwierigkeiten angewachsen sind. Sein begeisterungsfähiges warmherziges Temperament, gepaart mit einer allen Lebensfragen aufgeschlossenen Geistigkeit, wurde mir oft zum anregenden Helfer und Berater. Große Verdienste hat er sich im vergangenen Sommersemester um die Planung und Ausgestaltung der *Tübinger Silcherfeiern* erworben. Sie waren *sein* Werk; in selbstloser großzügiger Weise räumte er auch der Universität im Rahmen des Ganzen einen würdigen Platz ein zur Ehrung ihres ersten Universitäts-Musikdirektors.

Wenn ich des Tübinger Hoheitsträgers der Partei gedenke, so sehe ich in ihm in erster Linie auch den örtlichen Vertreter unseres *Gauleiters* und *Reichsstatthalters Murr*.

Wir hatten in den letzten zwei Jahren mehrfach die Ehre, *Gauleiter Murr* im Kreise der Universität und der Studentenschaft hier in Tübingen zu begrüßen. Wir danken ihm für das Interesse, das er für unsere Arbeit gezeigt hat. Und wir bitten ihn, daß er

unserer Hochschule auch in Zukunft seine wohlwollende Hand bieten möge.

Es sei mir nunmehr erlaubt, auf *meine Amtsführung selbst* einzugehen. Ich verzichte dabei auf eingehende Berichterstattung sämtlicher Personalien und all der einzelnen Begebenheiten, die eine gewissenhafte Chronik unserer Hochschule aufführen müßte. Es sind ihrer so viele, daß ihre mündliche Aufzählung nur ermüden würde. Daher habe ich mich entschlossen, sie in der Schriftenreihe »Universität Tübingen« als Chronik des Rektorates 1937—39 der Öffentlichkeit zu übergeben.

So sei an dieser Stelle nur das *Wesentliche* erwähnt, und ich möchte dabei auch *einige persönliche Dinge* streifen.

Der Höhepunkt der zwei Jahre war der *Reichsparteitag 1938*, an dem Prorektor Wetzel und ich als Ehrengäste unseres Führers teilnehmen durften. Die Erlebnisse dieser Tage werden uns unvergeßlich bleiben.

Im übrigen stehe ich auf dem Standpunkt: Jedes Ehrenamt ist eine Last, die nur durch erhöhte Leistung aufgewogen werden kann. Schwer war mein Amt für mich insofern, als ich zugleich eine große Klinik und ihre Lehr- und Forschungstätigkeit zu leiten hatte. Ich möchte an dieser Stelle all meinen Assistenten, an ihrer Spitze meinen beiden *Oberärzten Ernst und Ederle*, aufrichtig danken dafür, daß sie sich in selbstloser Weise stets für mich eingesetzt haben. Ohne ihre Mithilfe hätte ich die Aufgaben des Rektorates nicht bewältigen können.

Die Tätigkeit eines Rektors in heutiger Zeit besteht nicht nur, wie früher fast ausschließlich, in repräsentativen Verpflichtungen, er ist vielmehr *voll verantwortlicher Führer und Gestalter* der ihm anvertrauten Hochschule. Wenn ich in dieser Eigenschaft von manchen nicht verstanden wurde, oder gar manche habe kränken und verletzen müssen, so geschah es, weil es geschehen mußte, auf Grund reiflicher Überlegung und einer eindeutigen wissenschaftlich-weltanschaulichen Überzeugung, über die keine Zweifel bestehen kann. In dieser Beziehung werden meine Nachfolger den Weg weitergehen, den ich beschritten habe.

Bis vor kurzem und vielfach auch heute noch bildeten neben der sogenannten *immateriellen Geistigkeit* der *Philosophie* die Ergebnisse der modernen *Physik* und *Mathematik* ein wichtiges, ja vielleicht *das wichtigste* Fundament eines *wissenschaftlichen Welt-*

bildes. In Zukunft aber muß auch die *Biologie* im weitesten Sinn des Wortes, das heißt die *Lehre* vom *Leben* in seinen Niederungen bis hinauf zu den Höhen des Geistes, der Wissenschaft von der Materie als ebenbürtig, ja mit der Qualität eines höheren Ranges an die Seite gestellt werden. Es geht uns um das *biologische Weltbild* und die von ihm geforderte *völkisch-rassische Lebensgestaltung*, deren Ausbau zunächst die Forscher des niederen Lebens und wir Ärzte solide spezialwissenschaftlich zu erarbeiten haben. Dieses Weltbild wird den Kulturwissenschaften sodann die Voraussetzungen und Handhaben einer neuen Ordnung schaffen, die ihnen heute im ganzen gesehen noch fehlt.

Diese Gedanken haben mich in meinem Handeln bestimmt, sie sind die Grundlage alles dessen, was ich gemeinsam mit Prorektor und Dozentenbundsführer *Wetzel* erwirkt und geplant habe. Tübingen verfügt über alle Vorbedingungen, die der Lösung dieser Aufgaben in hervorragendem Maße günstig sind. Es ist in besonderer Art dazu berufen. Ich greife zurück auf den *zweiten Studententag* im SS. 1938. Als ich damals von den *Zukunftsaufgaben unserer Hochschule* sprach, wies ich auf die eigenartige und einzigartige Tatsache hin, daß die Mehrzahl der heute in Deutschland bekannten *medizinischen Vererbungsforscher* aus der Universität Tübingen hervorgegangen ist. Ich sprach von einer *biologischen Tradition*, an deren Ursprung *Carl Correns* steht, zu dessen Ehren am 22. September 1938 eine Gedächtnisfeier abgehalten wurde, der hier am Orte die Vererbungsgesetze Mendels von neuem entdeckte.

Diese biologische Tradition war Ausdruck eines *genius loci*, der sich schon vor der Zeit, da sich rassisches Denken durchgesetzt hatte, in Forschung und Lehre zu seinen Grundlagen bekannte. Die Folgerung, die wir aus dieser Tradition für uns heute und für die Zukunft abzuleiten haben, ist die Verpflichtung, der Biologie, dem völkisch-rassischen Denken zum Durchbruch, zum Siege zu verhelfen, um so den leidigen Dualismus vom Leiblichen einerseits und Seelisch-Geistigem andererseits im Sinne der *Leib-Seele-Geist Einheit* endgültig zu überwinden. Damit stehen vor uns Probleme der Welt- und Lebensanschauung.

Wiederum greifen wir zurück auf eine und zwar *ältere Tradition* unserer Hochschule, die urgewachsen in sich die *problematische weltanschaulich-religiöse Grundnatur* des *schwäbischen Stammes* ver-

körpert. Hierzu sei eine statistische Tatsache der Studentenbewegung während meiner Amtsführung angeführt. Die Zahl der Theologiestudenten fiel in den vier Semestern bei etwa gleicher Gesamtzahl von annähernd 600 auf 480 (bei den evangelischen Theologen allein und zwar kontinuierlich von rund 370 auf rund 270, das heißt um mehr als 25 %); die Zahl der Mediziner stieg in derselben Zeit von annähernd 500 auf 640, gleichzeitig nahm auch die Zahl der Studierenden in der philosophischen Fakultät um nicht ganz 20% zu. Ich gebe mich zwar nicht der Illusion hin zu glauben, daß jeder Student sein Studium ausschließlich nach weltanschaulichen Gesichtspunkten wählt. Aber ich behaupte, er wählt es im allgemeinen nach seiner Eignung, seinen Interessen, zum zweiten auch nach Gründen der Zweckmäßigkeit und des Fortkommens. Alles das aber gewinnt letzten Endes weltanschauliche Bedeutung; einzig und allein dadurch, daß es sich vollzieht.

Eine weltanschaulich-philosophische Besinnung und Haltung ist nicht nur uns, sondern vielen einfachen nicht-akademischen Schwaben Ehrensache. So wird es unsere, der Universität Ehrensache sein, den tief im Volk wurzelnden weltanschaulichen Kräften biologischen Inhalt, lebensgerechte wissenschaftliche Gestalt zu geben. Sehen wir dieses Problem nicht, greifen wir seine Lösung nicht auf, so verlieren wir den Titel der *schwäbischen Landesuniversität*, den wir trotz aller Verpflichtungen im Großdeutschen Reiche und nur zu seinem Besten *nie* aufgeben wollen.

In diesem Vollzuge wurde Ende SS. 1937 unter dem damaligen Dozentenbundsführer *Dozent Dr. Walter Schwenk*, jetzigem Direktor der Tuberkulose-Kinderklinik in Scheidegg, die *Wissenschaftliche Akademie* des NSD.-Dozentenbundes ins Leben gerufen, durch *Prof. Wetzell* im Juli 1937 in Alt-Rhese beim Reichsdozentenführer *Prof. Schultze* vertreten und neben den beiden anderen Dozentenbunds-Akademien des Reiches Göttingen und Kiel zur Anerkennung gebracht.

Die Akademie, die demnächst (durch Kriegsausbruch verzögert) über ihre bisherige Arbeit berichten wird, verfolgt keine spezialwissenschaftlichen Ziele; diese nur insofern, als sie einer weltanschaulichen universitas der Grundhaltung der Wissenschaften und ihrer Bedeutung für die Forschung dienen. Sie will in lebendiger Gemeinschaftsarbeit aller echten Wissenschaftsdisziplinen die Aufgabe der deutschen Forschung und Lehre erfüllen, den

Grund zu legen zu einer nationalsozialistischen Ordnung jeder Wissenschaft, ihrer Idee und ihres Zieles. Ihr Streben ist darauf gerichtet, aus der Fülle der Einzelerkenntnisse, die nur in einseitiger Betrachtung gewonnen werden können und müssen, ein Gesamtbild der Wirklichkeit aufzubauen. In diesem Sinne will sie Organisationszentrum und Forum der wissenschaftlichen Arbeit an unserer Hochschule sein.

Am 5. Februar 1938 durch den Reichsdozentenführer feierlich bestätigt, trat die Akademie zunächst mit Vorträgen aus ihrem Arbeitsbereich an die Öffentlichkeit. Die mühsame Gemeinschaftsarbeit vollzog sich in aller Stille. Auf der *ersten Jahrestagung der drei Dozentenbundsakademien* in München am 8. bis 10. Juni 1939 hat Tübingen als geschlossener *biologisch-weltanschaulicher Block* einen einzigartigen anerkannten wissenschaftlichen Erfolg errungen.

Die dargelegte Einstellung und Arbeitsrichtung wird der Tradition unserer Hochschule gemäß auch in Zukunft der Akademie Besonderheit und ihr verpflichtender Auftrag sein. Alles, was diesem Auftrag entspricht, verdient von seiten der Universität vordringliche Förderung. So wurde u. a. im Rahmen der rassenbiologischen Planung am 1. September 1938 der Lehrstuhl für Rassenbiologie von Prof. Gieseler zum Ordinariat erhoben. Das nächste Spezialziel wird die Errichtung eines Lehrstuhls für *Judenforschung* sein.

Um auch die Studenten in ihren Kreis einzubeziehen, wurde im letzten Sommersemester eine *weltanschauliche Lehrgemeinschaft* der Akademie aufgestellt, die unter der Leitung von Prof. Hauer steht. Mitglieder dieser Lehrgemeinschaft behandeln aus ihrem Fachgebiet in Vorlesungen und Übungen einschlägige Themen, über deren Hauptfragen zwischen Hochschullehrern und Studenten gemeinsame Aussprachen stattfinden. Der Herr Ministerpräsident und Kultminister Prof. Mergenthaler hat für die künftigen Lehramtsbewerber mindestens je zwei Vorlesungsstunden in zwei Trimestern beziehungsweise zwei Semestern zur Pflicht gemacht.

Ein *weiter Aufgabenkreis* der Universität und wiederum im besonderen der Akademie, betrifft die Anbahnung *engerer Beziehungen* zu den *zwei anderen wissenschaftlichen Hochschulen des Landes*. Ist es doch kein Zufall, daß die erste öffentliche Akademiesitzung

am 10. Dezember 1937 der Gemeinschaft sämtlicher schwäbischer Hochschulen galt.

Die Universitas einer Universität ist heute Stückwerk, sie bedarf zur Überwindung dieses Mangels der Ergänzung durch andere Hochschulkategorien. Und diese liegen hierzulande gleichsam vor unseren Toren, wie wir vor den ihrigen liegen. Uns schwebt in Übereinstimmung mit unserem Ministerpräsidenten und Kultminister vor Augen das Ziel einer durch die Akademie zusammengefaßten *Großhochschule Schwabens* (oder wie man sie sonst nennen mag), welche die *Landwirtschaftliche Hochschule Hohenheim* und die *Technische Hochschule Stuttgart mit Tübingen* zu einer *wissenschaftlich-weltanschaulichen Lehr- und Forschungsgemeinschaft* vereinigt. Wir wollen dieses Ziel, dessen Verwirklichung betrieben, durch den Krieg vorläufig ferngerückt ist, nicht aus den Augen verlieren. Über den ideellen und praktischen Gewinn einer derartigen Hochschulgemeinschaft brauche ich kein Wort zu verlieren.

Zum *dritten* muß die Universität Tübingen — und das gleiche gilt für die anderen schwäbischen Hochschulen — sich in der Planung ihrer Zukunftsaufgaben auf einen weiteren *urtümlichen Wesenszug* des *schwäbischen Stammes* besinnen, der von jeher die Menschen dieses Gau'es als *Pioniere* des *Deutschtums* über die engen Grenzen der Heimat hinausgetrieben hat zu *fernen Ländern* und *Völkern*. Nicht ohne Grund ist unsere Hauptstadt *Stuttgart* die Stadt der *Auslandsdeutschen*, ist deren Zentrale der Betreuung und Fürsorge das *Deutsche Auslandinstitut*. Wir haben uns die Verbindung mit diesem Institut, wir haben uns, soweit es gelingen konnte, die Probleme des *Auslands-* und *Volksdeutschtums* angelegen sein lassen. Ich möchte nicht verfehlen, dem Direktor des Instituts, Herrn Prof. Csaki, für sein freundliches Entgegenkommen herzlich zu danken.

In diesem Vollzuge wurde vom *Gaudozentenführer Ausland*, Pg. Winkler, am 26. August 1938 in Tübingen eine Kundgebung und wissenschaftliche Tagung der *deutschen Auslandsdozenten* abgehalten anläßlich der sechsten Reichstagung der Auslandsdeutschen in Stuttgart. Bei dieser Gelegenheit gewann die Idee eines *Heimatbundes* für die *Auslandsdozenten* im Rahmen der schwäbischen Hochschulen greifbare Gestalt.

In diesem Vollzuge konnte am 8. Juni 1939 auf der *Jahrestagung* des *Deutschen Auslandinstituts* die Gründung einer *For-*

schungsstelle der *Dozentenbundsakademie für rassenkundliche Kolonialforschung* verkündet werden. Sie steht unter der Leitung der *Professoren Drascher und Gieseler* und stellt die *erste Arbeitsgemeinschaft* zwischen *Auslandinstitut* und *Universität Tübingen* dar.

In diesem Vollzuge wurde im SS. 1939 ein *Lehrstuhl für weltpolitische Auslandskunde* und *Kolonialwissenschaft* geschaffen und dem Mitglied des Deutschen Auslandinstituts *Prof. Drascher* übertragen.

In diesem Vollzuge haben wir auch das Fach der *Völkerkunde* neu zu beleben.

In diesem Vollzuge haben wir uns bemüht, dem Spezialgebiet der *Tropenmedizin* eine bessere Förderung und Ausgestaltung angedeihen zu lassen. Gewisse Begebenheiten haben uns zu dem Entschluß geführt, die Errichtung einer *eigenen Tropenklinik* und eines *eigenen Tropeninstitutes* der *Universität* energisch zu betreiben. —

Zur Vervollständigung meines Berichtes habe ich endlich noch *zwei wichtige Tatsachen* zu erwähnen, die zur Abrundung des Bisherigen dienen. An beiden ist *mein Nachfolger*, an dem zweiten außer ihm *Prorektor Wetzel* wesentlich beteiligt.

ad 1. Es ergab sich im letzten Sommersemester die Möglichkeit, ein sogenanntes *Elektronenmikroskop* zu erwerben, über das nach Ablauf der Lieferungsfrist außer uns *keine* deutsche Universität verfügen wird. Es ist gleichsam ein Riesenfernrohr für die mikroskopische Natur. Ungeahnte Möglichkeiten der biologischen Erkenntnis sind damit unserer Universität vorbehalten. Die Einrichtung wird dem Hygieneinstitut zur Obhut übergeben. Die überaus kostspielige Anschaffung der umfangreichen Apparatur ist uns nur durch tatkräftiges Eingreifen des Herrn *Ministerpräsidenten* ermöglicht worden.

ad 2. Bauvorhaben. In der Vollendung alter Pläne wurden als wohlgelungene Umbauten der alten Chirurgischen Klinik am 26. Februar 1938 die neue *Ohrenklinik* und das neue *Hygieneinstitut* ihrer Bestimmung übergeben. Ferner konnte das *Schloßinstitut* für *Rassenbiologie* durch Einbeziehen der Prof. Uhligschen Wohnung wesentlich erweitert und in seiner Ausstattung nachdrücklich gefördert werden. In absehbarer Zeit wird der Umbau beziehungsweise Anbau des *Pathologischen Institutes* fertiggestellt sein. Endlich soll auch im Laufe dieses Jahres die *Universitäts-*

Schweinemastanstalt mit eingebautem Stall für Versuchstiere zu wissenschaftlichen Zwecken in Betrieb genommen werden.

In der Verfolgung alter Pläne melde ich, wie schon mein Vorgänger *Focke*, die höfliche Forderung an des Neubaus eines *Pharmazeutischen* und eines *Mineralogischen Institutes* sowie den Umbau des *alten Hygieneinstitutes* (in dem zur Zeit 25 polnische Kriegsgefangene untergebracht sind) für die Zwecke der *Archäologie* und der *Klassischen Philologie*.

Daß diese Pläne ihre Vollendung finden, bedarf keiner Erwähnung. Sie sind bescheiden gegenüber anderen brennenden Problemen, deren Bewältigung seit Jahren große Schwierigkeiten bereitete. Galt es doch für unser Hochschulgelände Ausdehnungsmöglichkeiten zu suchen, die für Jahrzehnte der augenblicklichen und künftigen Raumnot, insbesondere auf seiten der Kliniken, Abhilfe schaffen. Diese Frage ist gelöst worden und unsere Lösung wird, wie ich hoffen darf, auch bei den vorgesetzten Dienststellen Anklang finden, so daß uns in dieser Beziehung für die nächsten hundert Jahre keine andere Sorgen mehr blühen als die, daß auch die geplanten Neubauten, an erster Stelle Frauenklinik und Medizinische Klinik und in weiterer alphabetischer Folge (unbescheidenerweise) auch eine Nervenklinik, erstellt werden.

Und nun zum Schluß noch ein Wort an *die Studenten*. Wenn ich heute auch von seiten der *Studentenführung* Bezeugungen kameradschaftlicher Verbundenheit habe entgegennehmen dürfen, so ist das für mich ein Zeichen dafür, daß sie meine Haltung verstanden hat. Diese Feststellung ist ein mir wesentliches Faktum freudiger Genugtuung. Da, wo ich konnte, habe ich geholfen oder wenigstens zu helfen mich bemüht. Ich will die Einzelheiten beiseite lassen. *Einer* Tatsache jedoch muß ich ausdrücklich gedenken, da sie der Universität und dem Schwabenlande zur besonderen Ehre gereicht. Das ist die Erwerbung des *Segelflugplatzes Klippeneck* auf der Alb, an der *Herr Oberregierungsrat Dr. Knapp* und der Direktor des Instituts für Leibesübungen *Herr Studienrat Bauer* sowie auch *Herr Oberregierungsrat Dr. Deyhle* hervorragend aktiv beteiligt waren. Hier wurde auf Grund einer ausgesprochen Schwäbischen und Tübinger Initiative mit Hilfe des Reiches und der anderen süddeutschen Länder ein Zentrum des Flugsportes geschaffen, das erst in Zukunft seine volle reichsstudentische Bedeutung gewinnen wird.

zu
or-
ar-
m-
che
äo-
äh-
de-
rei-
ög-
und
ilfe
rd,
An-
ten
ich
di-
rei-
nn
gen
en,
er-
im
ler
rei-
en,
en
m-
ler
ter
tiv
en
nd
tes
3e-

Damit bin ich am Ende meiner Übersicht angelangt.

Es sind nicht rauschende Feste und repräsentative Veranstaltungen, die das Wesen meiner Amtsführung ausmachten. Mühsam bohrende Kleinarbeit ist es in der Hauptsache gewesen, und manches muß ich in unfertiger Form hinterlassen. Die Gedanken und Pläne, die ich heute entwickelt habe, seien gleichsam mein *politisch-weltanschauliches Testament*, das ich meinem Nachfolger zu treuen Händen übergebe.

Wir begehen die Feier dieser Rektoratsübergabe im Kriege, möge es das letzte Kriegsrektorat sein. Kein Deutscher, am wenigsten unser Führer hat diesen Krieg gewollt; er wurde uns von unseren Feinden im wahrsten Sinne des Wortes aufgezwungen. Daß er ausbrechen konnte, ist u. a. auch ein Zeichen des *Unwissens*, der *Unbildung* ¹⁾ unserer Feinde, insbesondere Englands. Hätten sie sich bemüht, uns in unserer Entwicklung zu verstehen, wie wir es umgekehrt ihnen gegenüber oft und oft getan haben, der *Krieg* wäre *Europa erspart geblieben*. Die Schuld lastet einzig und allein auf *ihrem* Gewissen. Daß wir den Sieg über unsere Feinde davontragen werden, steht für jeden Deutschen außer allem Zweifel. Vergessen wir aber über den drängenden Aufgaben des Tages nicht, daß die *Pflege der Wissenschaft* ebensosehr eine Angelegenheit der *Wehrkraft* unseres Volkes ist wie die Wehrmacht selbst. In diesem Sinne sei dieses erste Trimester 1940 als Kriegsemester seiner Bestimmung zugeführt.

Meine Zeit als Rektor ist abgeschlossen. Richter über mich wird die Zukunft sein. Jeder weiß, daß Fehler und Irrtümer unerläßliche Begleiterscheinungen aller Werke der Menschen sind. Wären wir unfehlbar, wir könnten uns am nächsten Baum der absoluten Wahrheit aufknüpfen. So habe denn auch ich geirrt und Fehler begangen. Mögen ihre Spuren leichter verwehen als jene Entschlüsse und Taten, die sich zum Guten auswirken. —

Ich komme nunmehr zu meiner letzten Amtshandlung.

Der Herr Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung hat mich auf Ende Oktober 1939 von meinem Amt als Rektor der Eberhard-Karls-Universität entbunden und zu meinem Nachfolger den *ordentlichen Professor der Hygiene Dr. Otto Stickl*

1) Einer verhängnisvollen Unbildung vor allem auch in allen völkischen, rassisch-biologischen Fragen.

ernannt. Gemäß dieser Verfügung habe ich *Herrn Prof. Stickl* gebeten, mich abzulösen.

Wenn auch mein Ausscheiden nach zweijähriger Amtszeit im Interesse meiner ärztlichen Lehr- und Forschungsverpflichtungen schon seit Frühjahr 1939 von mir selbst gewünscht war, so nehme ich dennoch den Rücktritt ernst. Jeder, der mich näher kennt, weiß, wie eng ich mit unserer Hochschule verwachsen bin, wie sehr mir ihr Wohl und Wehe auch in Zukunft zu Herzen geht. So habe ich es denn mit Freude und Genugtuung vernommen, daß Sie, lieber Pg. Stickl, dem ich in aufrichtiger Kameradschaft zugetan bin, auf meinen Vorschlag zu meinem Nachfolger ausersehen wurden.

Ich begrüße Ew. Magnifizenz in dieser Feierstunde als den neuen Rektor der Eberhard-Karls-Universität. Zum äußeren Zeichen Ihrer akademischen Würde bitte ich Sie, die Kette des Rektors aus meiner Hand zu empfangen.

Lieber Pg. Stickl! Sie werden es *wohl* machen. Das ist meine *feste Überzeugung* und mein *herzlichster Wunsch!*

7.

REDE DES NEUEN REKTORS

PROF. DR. OTTO STICKL.

Lieber Parteigenosse Hoffmann!

Als Ihnen vor zwei Jahren das Rektorat übertragen wurde, da haben Sie — wie ich das heute tue — dieses Amt übernommen lediglich aus Pflichtgefühl und Einsatzbereitschaft. Sie können es jetzt niederlegen mit dem befriedigenden Bewußtsein, diese Pflicht als nationalsozialistischer Hochschullehrer jederzeit bestens erfüllt zu haben. Sie haben sich unermüdlich mit Geist und Herz und mit Tatkraft eingesetzt für die Entwicklung und die Geltung unserer Universität und haben ihr in den letzten Jahren den Stempel Ihrer Persönlichkeit aufgedrückt.

Tübingen wurde des öfteren Vorbild für andere Universitäten. Manches, was Sie erstrebten und anbahnten, konnte während Ihrer Rektoratszeit nicht mehr vollendet werden und ist jetzt durch den Krieg unterbrochen; aber Sie haben für die weitere glückliche Zukunft unserer Universität und für ihre Stellung unter

den deutschen Hochschulen weitblickend und großzügig wertvolle Grundlagen geschaffen. Sie waren als Rektor ein Professor, ein Bekenner; ein Wahrer und Mehrer des wissenschaftlichen Lebens und Erwecker geistigen Ringens. Ihnen für alles zu danken ist mir eine ehrenvolle Pflicht und ein herzliches Anliegen. Ich danke Ihnen besonders, daß Sie sich bereit erklärten, auch mir mit Ihrem Rat und Ihrer Erfahrung freundschaftlich zur Seite zu stehen.

Herr Ministerpräsident, verehrte Gäste, meine Berufskameraden, Studenten und Studentinnen!

Ich übernehme das Amt des Rektors und verspreche, es nach bestem Wissen und Gewissen zu führen. Ich bin mir der Schwierigkeiten wohl bewußt, die sich auch für die Universität jetzt im Kriege ergeben; ich bin aber auch fest davon überzeugt, daß es uns durch gemeinsame Arbeit gelingen wird, unsere Universität auch im Kriege hochzuhalten und durch Lehre, Forschung und praktische Arbeit all jenen Aufgaben gerecht zu werden, die uns in der Heranbildung der akademischen Jugend und in der Unterstützung des Existenzkampfes des deutschen Volkes gestellt sind.

Ich richte an Sie, Herr Ministerpräsident, die ergebene Bitte, auch während meiner Rektoratszeit unserer Universität Ihr Wohlwollen und Ihre Förderung angedeihen zu lassen und mir, wie meinem Amtsvorgänger, Ihre Unterstützung und Ihr Vertrauen zu schenken.

Ich wende mich an die Hoheitsträger der Bewegung, an ihrer Spitze unseren Gauleiter, und an die Führer der Parteigliederungen und -formationen. Staat und Partei sind die beiden Arme, derer sich der Führer zur Lenkung des deutschen Schicksals bedient; auf das gleiche Ziel gerichtet ergänzen sie sich in ihren verschiedenen Funktionen gegenseitig. Des Staates Gesetze sind unser aller Gesetze und seine Macht ist die Macht der Bewegung. Sie hat unserem Staate Sein, Form, Inhalt und Zukunft gegeben und die weltanschauliche Grundlage geschaffen, auf der die universitas literarum steht. So müssen auch im Leben der Universität Staat und Partei zu gemeinsamem Wirken sich zusammenschließen. In diesem Bestreben bitte ich die Vertreter der Bewegung, insbesondere den Führer des NSD.-Dozentenbundes und des NSD.-Studentenbundes um vertrauensvolle und kameradschaftliche Zusammenarbeit.

Das Prorektorat wird der bisherige Rektor, Herr Professor *Hoffmann*, in Bälde übernehmen, sobald es sein Wehrdienst erlaubt. Bis dahin hat sich Herr Prof. *Wetzel* bereit erklärt, die Amtsgeschäfte des Prorektors weiterzuführen. Ich danke Ihnen, Pg. *Wetzel*, aufrichtig und wärmstens für diese Ihre altbewährte Einsatzbereitschaft und Ihr kameradschaftliches Entgegenkommen.

Zu Beginn dieses ersten Kriegstrimesters habe ich folgende Herrn zu Dekanen ernannt:

für die naturwissenschaftliche Fakultät

Herrn Prof. Dr. *Back*,

für die medizinische Fakultät

Herrn Prof. Dr. *Haffner*,

für die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät

Herrn Prof. Dr. *Moeller*,

für die philosophische Fakultät

Herrn Prof. Dr. *Weber*,

für die evangelisch-theologische Fakultät

Herrn Prof. Dr. *Weiser*,

für die katholisch-theologische Fakultät

Herrn Prof. Dr. *Geiselman*.

Ich bin Ihnen, meine Herrn, für die Übernahme des Dekanats zu besonderem Danke verbunden und bitte Sie, wie alle Professoren, Dozenten und Assistenten, mich zu unterstützen. Die gleiche Bitte darf ich richten an die Beamten, an ihrer Spitze Herrn Oberregierungsrat *Knapp*, und an die Angestellten der Universität.

In wenigen Tagen sind sieben Jahre vergangen, seit der Führer die Regierung des Reiches übernahm. Was die Feinde in diesen sieben Jahren als deutsches »Wunder« bezeichneten, war das Werk des Führers und eines seines Könnens, seiner Aufgaben und seiner völkischen Kraft bewußten einigen Volkes.

Dann kam der Krieg und mit ihm die Zeit der *endgültigen* Bewährung. Des Führers Ruf erging an alle und verpflichtet jeden von uns auf dem Platz, auf den wir gestellt sind, das Beste zu leisten. Neben der feldgrauen Armee und dem Heere der Arbeitskameraden in der Heimat soll auch die deutsche Wissenschaft stehen als *Schutz und Wehr*, als *Garant für die Gesundheit*, die *wirtschaftliche Freiheit* und die *kulturelle Leistungsfähigkeit des wehrmachtspendenden Volkes*.

Die Pflege der Wissenschaften ist nicht etwa nur eine ange-

nehme und nützliche Angelegenheit des Friedens; Forschung und Lehre waren und sind vielmehr eine Lebensnotwendigkeit des deutschen Volkes und gewinnen im Krieg eine besondere und entscheidende Bedeutung für die Arbeits- und Schicksalsgemeinschaft der Nation und ihre Wehrkraft.

Wissenschaft in Wehr!

Die hochentwickelte Technik der Waffen, der Kampfanzüge, der Flugzeuge, Kriegsschiffe und der Kampfwagen, die Leistungsfähigkeit des Heeresnachrichtenwesens, sowie der Optik und der Lichtbildtechnik im Dienste der Armee, ferner der Kriegsmedizin, der Kriegshygiene und der Kriegskemie, die Einrichtungen unserer Verbandsplätze, Lazarette und Laboratorien, die Organisation der Seuchenbekämpfung und die Schutzimpfungen sind wissenschaftliche Qualitätsleistungen, hervorgegangen aus jahrzehntelanger, zielbewußter und oft entsagungsvoller Forschertätigkeit.

Agrikulturchemie und Bodenbiologie, Erbforschung, Pflanzen- und Tierzüchtung, Stoffwechselforschung und Ernährungshygiene, die Stickstoff-, Düngemittel- und Gärchemie, die Bakteriologie, die Erforschung der Lebensmittelkonservierung und schließlich die Synthese von Nährstoffen und Futtermitteln aus einfachen, bisher ungenutzten Rohstoffen oder Abfällen haben wesentlich zur Erweiterung der Ernährungsbasis des deutschen Volkes beigetragen.

Die Herstellung des synthetischen Benzins und der Triebstoffe, die Gewinnung des Stickstoffes aus der Luft, die chemische Synthese des Gummis aus Kalk und Kohle, die Gewinnung von Kunstseide und neuartigen Gewebefasern auf chemischem Wege, wichtige Arzneimittel aus einfachen Rohstoffen, die Erfindungen der Metallurgie und die Fortschritte der Strahlenphysik und der Energiewirtschaft unterstützen wirksam den jetzigen Kampf unseres Volkes und machen uns weitgehend vom Auslande unabhängig.

Auf unserer hochstehenden ärztlichen Wissenschaft fußt die Gesundheitsführung und die Heilkunst im Krieg und Frieden.

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen aus meinem Fachgebiete der Hygiene an einigen Beispielen den Einfluß der Seuchen auf Kriege und die Wehrkraft der Völker und die Erfolge wissenschaftlicher Seuchenbekämpfung darlege.

Die *Cholera*, die wohl von alters her in einzelnen Gebieten In-

diens heimisch war, breitete sich erstmals 1817 weit über das Gebiet ihres Ursprungs aus und hat seitdem in mehreren großen Seuchenzügen von wahrhaft elementarer Gewalt die ganze Erde befallen, auch in Europa viele Millionen Opfer gefordert und namenloses Leid und Unglück verursacht.

Sie war einer der apokalyptischen Reiter, die im Kriege die kämpfenden Truppen begleiteten, öfters entscheidend oder doch empfindlich in die kriegerischen Handlungen und damit in das Schicksal der Nationen eingriffen.

Die erste Cholerawelle 1817 bis 1823 beschränkte sich hauptsächlich auf die asiatischen Länder, nahm von Indien aus, teils dem Land-, teils dem Seeweg folgend, ihren Zug nach Norden und Westen und drang bis Kleinasien und Ägypten vor. Sie zwang im Jahre 1817 Lord Hastings, die kriegerische englische Expedition in Indien abubrechen; denn von den 10 000 Soldaten waren 7000 der Cholera erlegen und der 80 000 Mann starke Troß war durch die Cholera dezimiert (W. Hoffmann). Ebenso wurde das persische Heer durch die von den englischen Truppen eingeschleppte Seuche veranlaßt, 1821 die Belagerung von Bagdad abubrechen (v. Niedner).

Bereits 1826 folgte die zweite Cholera Invasion, die sich im Laufe von zwölf Jahren von Bengalen über Europa, Asien und Amerika ausbreitete und besonders in Rußland große Opfer forderte und von dort 1831 nach Deutschland eingeschleppt wurde. Hegel, Gneisenau und Marschall Diebitsch erlagen der Cholera.

Und wiederum flammte 1846 die Cholera auf, überzog vom Gangesdelta den ganzen Erdball, drang nach Europa vor und wütete dort vierzehn Jahre lang bis 1860. Besonders stark waren die Verluste in Frankreich, das im Jahre 1853 allein 143 478 Menschen verlor (W. Kolle und R. Prigge).

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entfalteten die europäischen Kulturstaaten ihren Handel und Verkehr in großem Ausmaße; mit den Fortschritten der Technik wurden viele neue Wege erschlossen und die Geschwindigkeit des Verkehrs erhöht. So konnte sich die Cholera, als sie 1863 sich zum vierten Male pandemisch verbreitete, in einer bis dahin unbekannt schnellen Weise ausdehnen. Deutschland wurde erst 1866 von diesem Seuchenzuge befallen und hatte besonders in den Provinzen Schlesien, Rheinland und Westfalen schwer darunter zu leiden. Im Königreich

Preußen forderte die Cholera allein in diesem Jahre 114 683 Todesopfer (W. Kolle und R. Prigge), in Böhmen 30 000, in Mähren 50 000. Damals trat Deutschland in den Waffengang mit Österreich. Die preußische Armee verlor auf dem böhmischen Kriegsschauplatz 4529 Mann = 16,17% ihrer Kopfstärke an Cholera, während die Verluste durch Waffeneinwirkung nur 3473 Mann betragen, so daß die Seuche neben allen anderen taktischen und politischen Gesichtspunkten den Kanzler Otto v. Bismarck zu einem möglichst schnellen Friedensschluß drängte (W. Hoffmann). Nach einem vorübergehenden Erlöschen der Seuche flakerte die Cholera 1871 nochmals in Rußland auf, wurde von dort wieder nach Deutschland eingeschleppt und verursachte 1871—74 im Deutschen Reiche 33 651 tödliche Erkrankungen (W. Kolle und R. Prigge).

Die fünfte große Choleraepidemie begann 1883, pflanzte sich von Indien über Rußland aus und fand dort eine sehr rasche und weite Verbreitung, so daß in den zwei Jahren 1892—94 im europäischen Rußland etwa 800 000 Menschen, darunter auch Tschaikowski, an Cholera starben.

Aber zu gleicher Zeit trat die glückliche Wende in der Cholera-tragödie der Menschheit ein. Deutsche Wissenschaft besiegte die Weltseuche.

1883 fand Robert Koch zuerst in Ägypten, dann in Indien, wohin er als Führer der deutschen Kommission zum Studium der Cholera entsandt wurde, den Krankheitserreger. In mühevollen und schwierigen bakteriologischen Untersuchungen an Cholera-kranken und Choleraleichen, in Kontrolluntersuchungen bei Gesunden und Kranken, in epidemiologischen Studien und in der Kultur wurde der Cholerakeim eindeutig bestimmt, seine biologischen Eigenschaften, seine Lebensbedingungen und sein Verhalten in der Umwelt erforscht und die Grundlagen der Cholerabekämpfung geschaffen. So kam es, daß trotz der vielfachen Einschleppung der Cholera auf den Verkehrswegen in Europa und der übrigen Welt, mit Ausnahme einer größeren, aber lokal beschränkten Epidemie in Hamburg und Ägypten, die Seuche nicht mehr festen Fuß fassen konnte. 1896 war die Cholera aus Europa verschwunden.

Deutsche Forscher wie Gaffky, Pfeiffer, E. Gottschlich und Kolle arbeiteten zuverlässige sero-diagnostische Methoden aus

und Kollé schuf ein Schutzimpfungsverfahren, durch das die Cholera ihre Schrecken verlor.

Die Schutzimpfung wurde erstmals in großem Umfange in den Balkankriegen mit guten Erfolgen angewandt und fand ihre hervorragende Bewährung im Weltkrieg 1914—18, sowohl bei den Mittelmächten, wie auch bei den Feindstaaten, die ebenfalls vorwiegend das Kollésche Verfahren anwandten.

Zu Beginn des Weltkrieges herrschte die Cholera nahe der russisch-österreichischen Grenze in Podolien und Wolhynien, wurde von dort nach Galizien und durch Kriegsgefangene in die österreichischen Länder eingeschleppt. Sie forderte in der österreichischen Armee, wo die Schutzimpfung nicht so konsequent durchgeführt werden konnte, 1914 7672 und im Sommer bis Herbst 1915 15 000 Todesopfer, rief in der Zivilbevölkerung etwa 15 000 Erkrankungen hervor mit einer Sterbehäufigkeit von 50%.

Im November 1914 nach Oberschlesien eingeschleppte Fälle führten nur zu einigen wenigen Erkrankungen in der Zivilbevölkerung. In der deutschen Armee traten die ersten Erkrankungen nach dem Einmarsch in Russisch-Polen auf. Im Frühjahr 1915 war die Cholera in der Ostarmee und in den Gefangenenlagern niedergezwungen, flackerte bei dem Vormarsch der deutschen Truppen im Sommer 1915 nochmals auf, indem sie zwar vorübergehend häufige Erkrankungen hervorrief, aber nicht mehr einen bedrohlichen seuchenhaften Umfang annahm und die Wehrkraft der Armee schwächte. Ebenso führte die Einschleppung an die Westfront 1915 nur zu einigen Erkrankungen.

Die gesamte deutsche Armee hatte auf allen Kriegsschauplätzen zusammen in den vier Kriegsjahren 3303 Lazarettzugänge an Cholerakranken, von denen 1690 starben (R. Müller). Die Heimat blieb von dieser Choleraseuche während des ganzen Krieges verschont, obwohl sie dauernd durch Truppentransporte und durch die über das ganze Reich verstreuten Gefangenenlager einer erhöhten Gefahr der Ansteckung ausgesetzt war. So bewahrte eine auf exakte Forschung gegründete und von wissenschaftlicher Kenntnis geleitete Seuchenbekämpfung und Organisation des Heeresanitätswesens Heimat und Heer vor der Cholera. Wissenschaft in Wehr! Demgegenüber ist die Krankheit in fremden Ländern keineswegs ausgestorben, ja sogar in den letzten Jahren wieder im Zunehmen begriffen.

In Indien starben in den Jahren 1919/20 etwa vier Millionen Menschen an Cholera und nach den Berichten der Hygienesektion des Völkerbundes zählte man in Indien 1933 70 000; 1934 250 000; 1935 68 445; 1936 53 897; 1937 175 612 Choleraerkrankungen.

Auch die *Pest* ist seit langem aus Deutschland verschwunden. Die Schrecken, die Verzweiflung und die Seelennot, in die der »schwarze Tod« im Mittelalter die Menschheit stürzte, blieben durch die Jahrhunderte in der Erinnerung haften und finden zuweilen Ausdruck in unserem heutigen Brauchtum. In klassischen Schilderungen zeitgenössischer Berichterstatter und Dichter, eines Petrarca, Boccaccio und Daniel Defoè ist uns die »schwere Not« überliefert.

Die erste Pestwelle, »die Pest des Antonin«, reichte von Persien bis zum Rheinland; die »Pest des Cyprian« überzog 251 bis 266 die ganze damals bekannte Welt. Ihr schloß sich 531 bis 580 wieder eine Pestpandemie an, die sogenannte »Pest des Justinian«, welche in ihrem jahrzehntelangen Wüten annähernd die Hälfte des oströmischen Reiches und Zehntausende des weströmischen Reiches dahinraffte; eine Seuche von weltpolitischer und kulturhistorischer Bedeutung; denn diese Pest griff in germanisches Schicksal ein, indem sie, zusammen mit anderen Krankheiten wie Cholera und Pocken, die völkische Kraft und die Wucht der gegen das römische Reich andrängenden Germanenstämme brach. Die größte Pestepidemie herrschte von 1347 bis 1350; ausgehend von Sizilien und Italien gelangte sie 1349 nach Deutschland. Sie entvölkerte das Land, ganze Dörfer und Städte starben aus. Die größeren deutschen Städte hatten damals im Durchschnitt nicht mehr als 50 000 Einwohner; sie verloren an der Pest 10 bis 20 000 Menschen, Wien 40 000, Paris über 60 000, London 100 000 (Zimmermann). In Deutschland sind ein Drittel der Menschen, in Schlesien sogar vier Fünftel, in Bayern etwa ein Achtel an Pest gestorben — ein furchtbarer Verlust völkischer Kräfte und Erbwerte, wie wir ihn aus der deutschen Kriegsgeschichte überhaupt nicht kennen.

Im nächsten Jahr war die Pest in Rußland und löschte das Leben größerer Städte aus. In deutschen Städten, wie Köln, zogen die Totenknechte mit Kapuzen und Masken bekleidet durch die Straßen und warfen Erbsen und Sand gegen die Fenster; gab

niemand mehr ein Lebenszeichen, dann holte man die Leichen ab.

Man kann annehmen, daß der »schwarze Tod« rund 25 Millionen, das heißt etwa ein Viertel der damals lebenden Menschen hinwegraffte. Ganze Sippen und Familien gingen zugrunde. Die Jugend schwand dahin. 1352 verlor Oxford zwei Drittel seiner Studenten (Zimmermann). Große Männer sanken ins Grab: Ludwig der Heilige, die Könige von Böhmen, Spanien und Portugal, Giorgione, Ghirlandajo, Tizian und Holbein. Die Pest schwamm mit den Schiffen über die Meere, vernichtete die Besatzung und die gestrandeten Schiffe brachten dem Land neues Unheil; die Menschen flohen vor diesen Totenschiffen, wie die Sage vom »Fliegenden Holländer« berichtete.

Die Pest regierte die Welt! Sie untergrub die Wehrmacht der Völker, sie raffte während des Dreißigjährigen Krieges Soldaten und Feldherrn des Wallensteinschen Heeres hinweg, sie beherrschte die Diplomatie, sie schloß 1348 den Waffenstillstand Englands mit Frankreich (Zimmermann), sie lähmte den Handel und vernichtete die Wirtschaft, sie knechtete die Seelen der Menschen und verwirrte ihren Geist.

Angesichts des Grauens und Sterbens zerrissen alle Bande der Treue und des Glaubens, der Moral und der Sitte; Familien- und Staatsordnung zerfielen; Gewalttaten und Diebstähle waren nichts besonderes. Andererseits neben diesen Erscheinungen der Genußsucht und der Schamlosigkeit die düstere seelische Verzweiflung eines Volkes, seine Hinwendung zu Aberglauben und Magie, der Fanatismus der Bußprediger, die grauenhaften Umzüge der Geißler und die Büsserprozessionen, die Verbrennungen der »Hexen«, der »Brunnenvergifter« und der »Salber«, die Rohheit der Siech-knechte — überall im Abendland ein schrecklicher Totentanz, eine Weltuntergangsstimmung, eine wahrhaft verpestete Weltanschauung —.

Auch Tübingen wurde von der Pest heimgesucht. Sie trat erstmals fünf Jahre nach der Universitätsgründung 1482/83 auf. Im Jahre 1482 starben von den ca. 5000 Einwohnern Tübingens 1383 an Pest. Im 16. und 17. Jahrhundert trat die Pest noch dreizehnmal in unserer Stadt auf¹⁾. Die Universität mußte neunmal die

1) 1502, 1520, 1530, 1541, 1554/56, 1566, 1571 (gestorben 950), 1577, 1594 (gestorben 737), 1610 (gestorben 2000), 1625, 1634/35 (gestorben 1485), 1679.

Stadt wegen Pestepidemien verlassen ¹⁾. 1541 wurde ein Pestanger, wahrscheinlich in der Gegend des heutigen Schlachthofes angelegt, an Stelle des bisherigen Friedhofes an der Südseite der Stiftskirche. Das Gutleuthaus, das um die Mitte des 13. Jahrhunderts als Siechenhaus für die aus den Kreuzzügen zurückgeführten Aussätzigen vor den Toren der Stadt erbaut worden war, wurde Pestlazarett. 1566 zogen die Professoren mit einem Teil der Studenten nach Eßlingen. Ein großer Teil der Studenten aber blieb in Tübingen zurück, aber viele davon sind an Pest gestorben. Die Überlebenden wurden nach Rückkehr der Universität ihrer akademischen Bürgerrechte für verlustig erklärt. Die verschiedenen Pesterkrankungen, die oft mehr als ein Drittel der Bevölkerung dahinrafften, sind hauptsächlich daran schuld, daß die Einwohnerzahl Tübingens durch mehr als drei Jahrhunderte (1470—1800) annähernd gleich blieb ²⁾ (A. Faber). Seit Mitte des 18. Jahrhunderts ist die Pest aus Deutschland verschwunden. 1894 entdeckte Kitasato, ein Schüler Robert Kochs, den Pesterreger, unabhängig von ihm der französische Forscher Jersin.

Die Bakteriologie und Immunologie ergründeten unter maßgeblicher Beteiligung deutscher Forscher die biologischen Eigenschaften des Erregers; sie erkannten die Rolle der Ratten und Rattenflöhe bei der Pestübertragung und schufen somit die wissenschaftliche Grundlage der Pestbekämpfung, die klinisch-bakteriologische Diagnostik und die Schutzimpfung.

Die Pest ist in der übrigen Welt nicht ausgestorben. Sie herrscht seit Ende des vorigen Jahrhunderts bis heute in Indien und ist dort seit vier Jahrzehnten sogar wieder in Zunahme begriffen. In Java sterben jährlich mehrere Zehntausend. Vom Orient aus wurde die Pest mehrmals nach europäischen Häfen durch Schiffsratten verschleppt, so zum Beispiel während des Weltkrieges 1917 durch einen indischen Dampfer nach Levallois an der Seine bei Paris.

1917 trat dort die erste Pesterkrankung bei einem Kind auf.

1) 1482/83 nach Rottenburg, Waiblingen, Dornstetten und Urach, 1502 nach Nagold und Dornstetten, 1520 nach Rottenburg, 1530 nach Blaubeuren und Neuenbürg, 1554/56 nach Calw, 1566 nach Eßlingen, 1594 nach Calw und Herrenberg, 1634 in die Ortschaften der näheren Umgebung Tübingens.

2) Einwohnerzahlen: 1470 5000, 1593 3800, 1686 4200, 1738 4500, 1769 5057, 1793 6583, 1795 5697, 1800 5428 Einwohner.

1920 starben in Paris von 91 Pestkranken 34 und 1934 konnten noch Peststratten in Paris nachgewiesen werden (R. Müller).

Gefahr ist also im Verzuge! Aber die Wissenschaft hat uns die Mittel einer wirksamen Bekämpfung gelehrt und wir können und werden sorgen, daß die Barriere der hygienischen Abwehr nicht durchbrochen wird und Heimat und Heer von dieser schrecklichen Seuche verschont bleibt. Wissenschaft in Wehr!

Auch die Pocken oder »schwarze Blattern« sind heute in Deutschland nicht mehr bekannt, nachdem sie ähnlich wie die Pest Deutschland und die anderen europäischen und außereuropäischen Länder in großen Epidemien heimgesucht haben und die völkische Entwicklung immer wieder hemmten. Die Pocken griffen öfters in den Verlauf der Kriege und damit in das Schicksal der Nationen ein. Während die Pocken seit uralten Zeiten in den ostasiatischen Ländern heimisch waren, wurden sie anscheinend erstmals von den aus den Partherkriegen heimkehrenden römischen Truppen nach Europa gebracht und riefen dort ein großes Sterben hervor, dem im Jahre 180 auch Kaiser Marc Aurel erlegen sein soll (R. Müller). Besonders trugen die mohammedanischen Kriege im sechsten Jahrhundert zur Verbreitung der Pocken bei. 560 wurde das abessinische Heer bei der Belagerung von Mekka durch Pocken aufgerieben (Zimmermann). In späteren Jahrhunderten hausten die Pocken in den deutschen Ritterheeren, wurden durch die Kreuzzüge weit verbreitet und brachen deren kriegerische Kraft. Im dreizehnten Jahrhundert fuhren die Pocken mit den Schiffen der Normannen, sie kamen mit den Entdeckern und Seefahrern und in der Folgezeit durch afrikanische Negersklaven in die neue Welt. Cortes brachte mit einem kranken Negerjungen die Pocken nach Mexiko, wo etwa die Hälfte der Einwohner, ca. 3,5 Millionen, der Seuche erlagen. Im Zeitalter der Reformation waren die Pocken überall in Europa heimisch; sie galten als eine fast unvermeidliche Krankheit, besonders im Kindesalter. Mit dem Dreißigjährigen Krieg erhob sich eine der größten Pockenseuchen, welche ganz Europa, Asien und Afrika überzog (E. Paschen). Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wechselten größere und kleinere Epidemien ab. Ein altes Sprichwort sagte: »Von Pocken und von der Liebe bleibt kaum einer verschont.« In den alten Steckbriefen findet man als besonderes Kennzeichen vermerkt »nicht blatternsteppig« (R. Müller). Kaum ein Kind konnte das zehnte Lebens-

jahr erreichen, ohne die Pocken überstanden zu haben. 1740 betrug die Pockentodesfälle in Berlin 16%, 1766 sogar 22% aller Sterbefälle (Zimmermann); in Rußland beliefen sich die jährlichen Pockenverluste auf etwa zwei Millionen (Dimsdale). In Deutschland waren ein Viertel bis ein Fünftel aller Orte von Pocken befallen, etwa vier Fünftel der Menschen erkrankten daran. Deutschland hatte damals etwa 24 Millionen Einwohner; der jährliche Pockenverlust belief sich auf 67 000 (Faust); in Preußen schwankten die jährlichen Todesfälle durch Pocken zwischen 20 und 40 000 Menschen. Auch Tübingen wurde von den Pocken heimgesucht; wir finden sie erstmals erwähnt in einem Berichte des Clinicum ambulatorium vom Jahre 1790; eine weitere Epidemie ereignete sich im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts (A. Faber).

Man hatte die Erfahrung gemacht, daß das Überstehen der Krankheit einen langdauernden Schutz gegen eine nochmalige Erkrankung an Pocken verlieh. Das russische Garderegiment »Litauen« stellte nur »Pockennarbige« ein (R. Müller). Ebenso hatte man im Laufe der Zeit beobachtet, daß die für den Menschen harmlosen Kuhpocken, mit denen sich gelegentlich Melker ansteckten, einen wirksamen Schutz gegen die schwarzen Blattern bedingen. Im Jahre 1769 machte ein Landwirt in der Nähe von Göttingen, Jobst Böse, auf diese Schutzwirkung der Kuhpocken aufmerksam und der Schullehrer Platt in Kiel entschloß sich 1791 angesichts der wütenden Pockenseuche, seine Kinder künstlich mit Kuhpocken zu infizieren und hatte guten Erfolg. Es waren dies mehr Versuche der Verzweiflung. Dem englischen Landarzt Eduard Jenner gebührt das Verdienst der wissenschaftlichen Erforschung der Kuhpocken und der Einführung der Schutzpockenimpfung. Diese segensreiche und große Erfindung Jenners wurde teils ebenso enthusiastisch gefeiert, wie fanatisch bekämpft. 1823 starb Jenner und bald nach seinem Tode geriet die Schutzimpfung durch Anwendung ungeeigneter Impfstoffe und ungeeigneter Impfmethode wieder in Verfall. Nun war es in erster Linie die deutsche medizinische Wissenschaft, welche das Impfverfahren wissenschaftlich genau erforschte und die Pockenschutzimpfung von allem Mißbrauch und von allen Gefahren und Zufälligkeiten befreite.

In Tübingen gab es keine Impfgegnerschaft. Der Stuttgarter

Arzt Dr. Nittinger beschwor zwar in seinen Schriften »Das schwarze Buch vom Impfen« und »Das ärztliche Concordat« die Medizinische Fakultät, insbesondere Prof. Vierordt, vom Impfen abzulassen; die Fakultät hat sich aber entschieden für die Schutzpockenimpfung eingesetzt.

Die Schutzpockenimpfung hat die Pocken bei uns ausgerottet; sie fand ihre hervorragende Bewährung im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71. Die deutsche aktive Armee war geimpft; bei den Ersatzmannschaften konnte wegen Mangel an Zeit und Lymphe die Schutzimpfung nicht mehr vollständig durchgeführt werden. In der gesamten deutschen Armee starben an Pocken 297 Mann, während die französische Armee, bei der die Schutzimpfung nicht durchgeführt war, 23 400 Tote an Pocken verlor. Im Weltkriege 1914—18 spielten die Pocken, die in früheren Zeiten öfters kriegsentscheidende Bedeutung hatten, keine Rolle mehr.

Eine der gefürchtesten Kriegsseuchen früherer Zeiten war das Fleckfieber, der typhus bellicus oder Hungertyphus. Genauere Kenntnis von dieser Krankheit haben wir seit dem großen Seuchenausbruch in Italien 1505—30. Damals verlor die französische Armee Lautrecs durch Fleckfieber bei der Belagerung Neapels im Jahre 1525 30 000 Mann. Karl V. mußte im Jahre 1552 ebenfalls wegen Fleckfieber die Belagerung von Metz aufgeben (Seiser). In Deutschland schufen die Kriegswirren, Hungersnöte, soziale Zerrüttung und Verwahrlosung während des Dreißigjährigen Krieges dieser Seuche der Unkultur ein geeignetes Feld; sie wütete, gemeinschaftlich mit anderen Krankheiten wie Blattern, Ruhr und Typhus, in der Heimat und in den Armeen. Auf dem Zuge nach Böhmen verlor das Heer der Liga durch diese Seuchen 20 000 Mann; das Fleckfieber hauste in dem schwedischen Belagerungsheer vor Nürnberg und wurde nach der Schlacht von Nördlingen (1643) nach Schwaben verschleppt und forderte dort so große Todesopfer, daß einzelne Gebiete verödeten (Zimmermann).

Im 18. Jahrhundert war das Fleckfieber wieder der Begleiter der Heere. Die Seuche flackerte auf mit den Kämpfen und den Unruhen der französischen Revolution und pflanzte sich fort in den napoleonischen Armeen. Der Tod machte große europäische Politik; denn nur ein kleiner Teil der »Großen Armee«, die eine halbe Million stark sich an der Weichsel sammelte, erlag der feind-

lichen Waffeneinwirkung, die übrigen Truppen wurden durch Seuchen, insbesondere durch Fleckfieber, fast vollkommen vernichtet.

Vor Moskau hatte das dritte Französische Armeekorps in Stärke von 43 000 Mann bereits 31 000 Mann verloren. Napoleon konnte von seiner ehemals so großen Armee von Moskau nur noch im ganzen 18 000 Mann heimwärts führen. Von Krankheit befallen, leidend an Hunger und Kälte, zermürbt, verfolgt und geschlagen vom Feinde erreichten nur noch 20 000 Mann den Njemen. Vom dritten französischen Korps waren nur noch zwanzig Soldaten übrig und nur noch wenig tausend Mann der französischen Armee erreichten die Heimat (Zimmermann).

Diese verseuchten zurückflutenden französischen Truppen brachten das Fleckfieber nach Deutschland. In der kleinen Festung Thorgau sind in vier Monaten 20 000 Soldaten gestorben, »die Toten wurden zum Teil einfach in die Elbe geworfen, so daß zeitweilig die Mühlen außer Tätigkeit gesetzt werden mußten« (Zimmermann).

1813 starben im belagerten Mainz 20 000 Soldaten an Fleckfieber. 1828 wurde Franz Schubert durch eine tödliche Fleckfiebererkrankung aus seinem Schaffen gerissen und hinterließ der Welt die »Unvollendete« (R. Müller). Mitte bis Ende des vorigen Jahrhunderts wurde Irland, wo schon seit alters her das Fleckfieber unter der Bezeichnung »irisches Fieber« heimisch war, von einer schweren Seuche heimgesucht, von 1847/48 Böhmen und Schlesien.

Einige Jahre später flackerte mit dem Krimkriege 1854—56 wieder eine gewaltige Fleckfieberepidemie auf. Es starben 50 000 Franzosen, 17 000 Engländer, 37 000 Russen an Krankheiten, vorwiegend an Fleckfieber, während die blutigen Verluste auf dem Schlachtfelde in der französischen Armee 20 000, in der britischen 5000 und in der russischen 38 000 betragen (R. Müller). Auch im Weltkrieg spielte das Fleckfieber eine große Rolle. Zunächst 1914 in der serbischen Armee mit 300 000 Erkrankungen und etwa 210 000 Todesfällen; von den 60 000 österreichischen Kriegsgefangenen in Serbien fanden 50 000 den Tod durch Fleckfieber. In den sibirischen Gefangenenlagern starben Zehntausende deutscher Soldaten an Fleckfieber. Die gesamten Verluste in unserem Heer betragen nur 1315 Mann, obwohl die Truppen in verseuchten Gebieten lagen (R. Müller).

Besondere Sorge bereitete uns das Fleckfieber in dem damaligen Verwaltungsgebiet Polen, wo die Seuche unter der Zivilbevölkerung nur durch energische Abwehr- und Bekämpfungsmaßnahmen niedergezwungen werden konnte. 1915/16 trafen 95% der Fleckfiebererkrankungen und 1918 immer noch 80% auf die jüdische Bevölkerung. In Polen hatte das Fleckfieber auch in den folgenden Nachkriegsjahren noch eine recht große Bedeutung.

Nach Kriegsende erhob sich in dem von der Revolution erschütterten Sowjetrußland das Fleckfieber zu einer Epidemie von geradezu unvorstellbarem Ausmaße, von 25 bis 30 Millionen Erkrankungen mit etwa 3 Millionen Todesfällen (Tarassewitsch).

Demgegenüber ist es uns gelungen durch eine auf wissenschaftlichen Erkenntnissen und straffer Organisation aufgebaute Seuchenbekämpfung und durch die Maßnahmen der öffentlichen Hygiene im Krieg und Frieden eine Fleckfieberseuche von Volk und Wehrmacht fernzuhalten. Wissenschaft in Wehr!

An der Erforschung des Fleckfiebererregers, seiner Biologie, seiner Übertragung durch Läuse, an der Immunologie und an der Seuchenbekämpfung waren in hervorragendem Maße deutsche Forscher beteiligt. Eine Reihe von ihnen ist in Erfüllung der Forschungsaufgaben als Opfer des Fleckfiebers gestorben, wie auch viele Hunderte von Ärzten, die sich mit der praktischen Fleckfieberbekämpfung und Betreuung von Soldaten und Gefangenen befaßten, selbst an dieser Krankheit zugrunde gingen.

Die *Malaria* hat von altersher in den Kriegen der südlichen Länder, besonders Italiens, eine große Rolle gespielt.

Der Einbruch der germanischen Stämme in das Römische Reich fiel zusammen mit einer Malariawelle, die im fünften und sechsten Jahrhundert ganz Italien überflutete (Celli). Angaben zeitgenössischer Schriftsteller deuten darauf hin, daß die Malaria wesentlich zum Untergang der Westgoten und Ostgoten, der Vandalen, Sueven, Burgunder und Langobarden in Italien und der germanischen Reiche im Mittelmeergebiet beigetragen hat. Vermutlich sind auch Alarich und Theodorich der Große einer Malaria erlegen.

Eine besondere militärische und damit geschichtliche Bedeutung erlangte die Malaria im Mittelalter durch die Heerfahrten deutscher Kaiser nach Italien. Wenn auch die alten Niederschriften heute keine sichere Diagnose mehr erlauben, so ist es doch nach den Krankheitsschilderungen und den Zeitumständen sehr wahr-

scheinlich, daß es sich bei den »Fieberepidemien« tatsächlich um Malaria gehandelt hat, öfters wohl gemeinschaftlich mit anderen Krankheiten, wie Typhus.

Mehrere deutsche Kaiser aus dem Hause der Karolinger, dem sächsischen und salischen Geschlecht und der Hohenstaufen (Lothar II [869]; Karl der Kahle [877]; Otto II. [983]; Otto III. [1002]; Heinrich VI. [1197]; Konrad IV. [1254] und Heinrich VII. [1313]) erlagen dem Fieber in Italien, andere kehrten krank in die Heimat zurück. Der »morbus italicus« raffte viele Heerführer und Staatsmänner, Ratgeber der Kaiser und Große des Reiches hinweg, vereitelte die weltweitgespannten Pläne mittelalterlicher deutscher Kaiserpolitik, machte militärische Erfolge zunichte oder verhinderte die Ausnützung der Siege, schwächte durch große Verluste und Siechtum die deutschen Heere, hemmte öfters den Vormarsch und erzwang die schnelle, geradezu fluchtartige Heimkehr nach Deutschland. In der Zeit von Otto I. bis Heinrich VII. brach über dreizehn deutsche Kaiserheere die Malaria herein und führte bei mehreren zu militärischen Katastrophen (Maisch).

Kaiser Friedrichs IV. Freund, Gottfried von Viterbo, der 1667 selbst die Vernichtung des deutschen Ritterheeres in Italien durch die Malaria miterlebte, schrieb sein Trauerlied:

»Nicht dem Schwerte — allein des Fiebers giftigem Anhauch
Wich der Herrscher der Welt, sank seine tapfere Schar.
Fürchterlich tobte die Wut der männermordenden Seuche
Und zerschmettert erlag ihr das gewaltige Heer.«

Der Kaiser erkrankte.

»Er zwar genas! Doch es sanken dahin all die fürstlichen Helden,
Die zu männlichem Kampf siegfroh gen Rom er geführt.
So vor den Toren der Stadt vollzog sich furchtbares Schicksal
Und Germanias Stern ruhmlos im Dunkel verblich.«

So beeinflusste ein halbes Jahrtausend lang die Malaria immer wieder des Reiches Wehrkraft und Politik in Italien.

Auch in den folgenden Jahrhunderten bis zur Neuzeit war die Malaria in allen Kriegen des Mittelmeergebietes, des Balkans und der Tropen eine besondere Gefahr für die Armee. In den Kriegen

des vorigen Jahrhunderts, im Englisch-Spanischen Kriege (1811 bis 1814), im Französischen Kriege gegen Ägypten (1830), im Russischen Feldzuge gegen die Türkei (1828/29), im Französisch-Italienischen Kriege (1859), im Russisch-Türkischen Kriege (1877) und in den englischen und französischen Kolonialexpeditionen überwogen die Todesfälle an Malaria bei weitem die blutigen Verluste, übersteigen sie oft um ein Mehrfaches und die noch viel größere Zahl der Erkrankungen lähmte die Schlagkraft der Heere.

Wissenschaft besiegte auch die Malaria! Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurde die Heilkraft der Chinarinde entdeckt und später das Chinin reingewonnen. Aber erst die Entdeckung des Malariaerregers und seines Entwicklungsganges in der Stechfliege und im Menschen, die klinische Erforschung des Krankheitsverlaufes, das Studium der Stechfliegenarten und ihrer Biologie ermöglichten die Ausnutzung des Chinins für die Vorbeugung und Heilung der Malaria und eine erfolgreiche Bekämpfung dieser Krankheit durch Vernichtung der Anophelesmücken und ihrer Brut, sowie eine großzügige Sanierung der malariaverseuchten Gebiete durch Bodenverbesserung, Entwässerung und Anpflanzung.

So hat die Wissenschaft dem Staate und der Wehrmacht die Mittel und Wege gezeigt, um Malariaepidemien zu verhüten. Im Weltkriege führte die Malaria, als unsere Truppen in vielen verseuchten Gebieten standen, nicht mehr wie im Mittelalter zum militärischen Zusammenbruch. Von insgesamt 120 781 Erkrankungen innerhalb der vier Kriegsjahre in der deutschen Armee endeten nur 452 tödlich (R. Müller). Insbesondere war es in den letzten Jahren die deutsche Forschung, welche die medikamentöse Bekämpfung der Malaria vorwärts getrieben hat durch die Erfindung neuartiger synthetischer Mittel, des Plasmochins (1926), des Atebrins (1930/33) und der Certuna (1938), die grundsätzliche Fortschritte gegenüber dem Chinin und einen Welterfolg für die arzneiliche Verhütung und Heilung der Malaria darstellen.

Wenn man in den Kolonien Krieg führen will, dann muß neben den militärischen Maßnahmen lange Zeit vorher für eine umfassende gesundheitliche Sicherung Sorge getragen werden. Diese Kriegsvorbereitungen »der Doktors und der Ingenieure« haben immer wesentlich zum Erfolg beigetragen, zum Beispiel bei den mandschurischen Feldzügen der Japaner gegen Rußland, in den englischen Kolonialkriegen und in besonders eindeutiger Weise

bei dem italienischen Feldzug gegen Abessinien. Nach dem Berichte Castellanis, des italienischen Generalinspektors für das Sanitätswesen, ist es durch umfassende Organisation und Bereitstellung einer sehr großen Anzahl musterhaft eingerichteter Feld- und Etappenlazarette, fliegender Ambulanzen, Zentrallaboratorien, Desinfektionsabteilungen, Trinkwasserentkeimungs- und Entgiftungsanlagen, Hospitalschiffe, Krankenstationen in der Wüste und besonders durch die Ausbildung von 2484 Ärzten, 384 Krankenschwestern und 16 139 Krankenpflegern in besonderen Tropenausbildungskursen gelungen, die italienische Expeditionsarmee und die italienischen Arbeiter vor Seuchen zu bewahren. Von rund 600 000 Mann erkrankten 1241 an unkomplizierter Malaria mit nur 23 Todesfällen. An Ruhr, die besonders in Kolonialkriegen gefürchtet ist und früher den französischen Truppen in Algier und Tunis, in Indochina und Madagaskar schwere Verluste zufügte, erkrankten innerhalb 7 Monaten 453 Mann, von denen nur einer gestorben ist; ebenso war die Erkrankungshäufigkeit an Typhus gering. Cholera, Pest und Fleckfieber kamen überhaupt nicht vor. Ein beispielloser Erfolg des italienischen Heeressanitätswesens.

Wenn man Kolonien aber dauernd halten und der Heimat nutzbar machen will, genügt es nicht, die fremden Gebiete zu kaufen oder mit kriegerischer Gewalt zu nehmen; sie müssen mit Geist, Kultur und Sittlichkeit erobert und durchdrungen werden. Die stille Forscherarbeit des Wissenschaftlers und die entsagungsvolle Arbeit des Pflanzers, des Ingenieurs und des Arztes, insbesondere die Erfolge deutscher Tropenmedizin und Tropenhygiene und deutscher Chemotherapie leiteten eine neue Epoche der Kolonialgeschichte ein, die nicht mehr verdüstert ist von Kriegen, Strafexpeditionen, Sklavenhandel, Vernichtung, Krankheit und Unglück der Eingeborenen. Wenn der General von Lettow-Vorbeck mit seiner kleinen Schar vielfach nur notdürftig ausgerüsteter Krieger gegen eine mehr als zwanzigfache Übermacht regulärer englischer Truppen siegen und lange durchhalten konnte und dabei weniger Verluste durch Krankheiten hatte als der sanitär gut ausgerüstete Gegner, dann liegt »in dem Siege Lettow-Vorbecks auch ein Sieg der deutschen Tropenmedizin« (A. Hauer).

»Wenn Deutsch-Ostafrika unter eine oder mehrere fremde Flaggen kommt« — so schrieb noch 1917 Sir Harry Johnston, der

Verwalter der afrikanischen Kolonien Englands — »wird dies nicht die Strafe für Fehler sein, die Deutschland in der Verwaltung oder Justiz begangen hat und sicher nicht für die Mängel in der wissenschaftlichen Erforschung . . .«

Kurze Zeit darauf wurden uns durch das Versailler Diktat die Kolonien geraubt mit der Begründung, daß Deutschland zur Kolonisierung unfähig sei. Ohne Überseebesitz wandten sich die deutschen »Habenichtse« wieder den Kolonialproblemen zu und die deutsche Wissenschaft besiegte zum Beispiel die afrikanische Schlafkrankheit, die in größeren Gebieten Afrikas unter den Menschen und Nutztieren verheerend wütete, durch das Germanin, von dem der Oxforder Biologe Julian Huxley gestand, »daß diese Entdeckung für die Alliierten finanziell wahrscheinlich wertvoller sein wird, als sämtliche von ihnen ursprünglich geforderten Reparationen«. Die deutsche Wissenschaft beteiligte sich erfolgreich an der Erforschung des Kala-Azars, der »Schwarzen Krankheit«, an der bis vor wenigen Jahren 96% der Erkrankten starben und besiegte diese Seuche durch synthetische Heilmittel, organische Antimonpräparate, wie Neostibosan, und drückte die Sterblichkeit dieser Krankheit auf 2% herab. In ähnlicher Weise ist es der deutschen Chemotherapie gelungen, die Amöbenruhr, die Hakenwurmkrankheit und andere Tropenkrankheiten erfolgreich zu bekämpfen.

So hat auch die deutsche Tropenwissenschaft mitgeholfen, unseren kolonialen Ansprüchen tiefste Berechtigung zu verleihen, indem sie die Voraussetzung für die Besiedlung und Nutzbarmachung der tropischen Kolonialgebiete schuf und damit die Versailler Lüge durch die Tat widerlegte.

Jahrhundertlang lasteten Krankheit und Not wie ein zeitloses Schicksal auf dem Organismus des Volkes und hinderten ihn, jene Gestalt anzunehmen und Funktion auszuüben, zu der er auf Grund seiner Erbwerte befähigt gewesen wäre.

Wissenschaft half Menschenleben erhalten und die Gesundheit fördern; sie befreite Volk und Staat vor dem katastrophalen Einbruch exotischer Seuchen; sie half die Wunden des Krieges heilen und die Wehrkraft des Volkes heben; sie befreite die Menschen von der Angst vor der Natur, führte sie zur Ehrfurcht vor dem Leben und lehrte sie die Naturkräfte zu beherrschen und nutzbar zu machen. Die technischen Erfindungen leiteten ein neues Zeit-

alter der Menschheit ein. Wissenschaft gab den Menschen Arbeit und Brot und lehrte sie die Bedingungen der gewerblichen Arbeit gesund zu gestalten; sie bezwang die Monopole des Klimas und des Kapitalismus und erhob die Leistung zum Maßstab der Weltgeltung.

Das Schwert schützt heute die wissenschaftliche Arbeit, die Wissenschaft aber unterstützt mit allen ihren Kräften den Existenzkampf des Volkes und schärft das Schwert. Von Geist geleitete Kraft, soll das zweite deutsche »Wunder« für unsere Feinde sein.

Es lebe der Führer! Adolf Hitler — Sieg Heil!

H a u p t s ä c h l i c h b e n u t z t e L i t e r a t u r :

- Handbuch der pathogenen Mikroorganismen, herausgegeben von *Kolle, Kraus, Uhlenhuth E. Paschen* (Pocken), *R. Otto* und *H. Munter* (Fleckfieber), *W. Kolle* und *R. Prigge* (Cholera), *A. Diendonnè* und *R. Otto* (Pest).
- Lehrbuch der Militärhygiene, herausgegeben von *A. Waldmann* und *W. Hoffmann. W. Hoffmann* (Cholera), *G. Nerlich* (Pocken), *R. Otto* (Fleckfieber).
- Mikrobiologie, Erkennung und Bekämpfung der Infektionskrankheiten von *E. Zimmermann*. Verlag Ferd. Enke, Stuttgart 1940.
- Medizinische Mikrobiologie, Parasiten, Bakterien und Immunität von *Reiner Müller*. Verlag J. F. Lehmann, München 1939.
- Adolf Faber*, Dissertation Tübingen 1938.
- Martin Maisch*, Dissertation Tübingen 1938.
- Im Kampf gegen die Seuche, herausgegeben von *Schülke* und *Mayr*.
- A. Hauer*, Kriegserlebnisse eines Arztes in Deutsch-Ostafrika.
- Celli*, Die Malaria in ihrer Bedeutung für die Geschichte Roms und der römischen Campagne, Leipzig 1929.
- v. Niedern*, Geschichte der Kriegsseuchen. Bd. 17. Bibl. von *Coler-v. Schjerning*.
- , Sanitätsbericht über das deutsche Heer, 1914/18.
- C. G. G. Nittinger*, Das schwarze Buch vom Impfen.
- , Das ärztliche Concordat.